Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 8 — Leipzig, den 25. Februar — 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Weltkluge Frömmigkeit — Die Lehre der zwölf Apostel: 3. Allgemeines über den Charakter der Didache — [Da]s Duell und seine Beseitigung — Die Antifreimaurer und die Kirche — Ein Lichtbild aus der Mission — Geschichten [au]s Drumtochty. Von Jan Maclaren: 1. Ein Großinquisitor — Verschiedenes: Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens; Karl Sebastian [Co]rnelius; Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners; Thron und Altar; Aus spanischen Kerkern; Die jüngsten Ereignisse im Orient — [Q]uittung — Anzeigen

Weltkluge Frömmigkeit

Mark. 12, 13—17

Das Kreuz Jesu Christi steht in einem zwiefachen Ver[hä]ltnis zur Sünde: ihre Wirkung und ihre Offenbarung zugleich. [D]er Blick in ihre Tiefen und in die Treue ihres Opfers muß [i]n allen, die sich noch nicht in frechem Trotz gegen Gott und [fü]r die Sünde mit allen ihren Folgen entschieden haben, eine [h]eilsame Umkehrung der Lust und Unlust ihres Herzens hervor[r]ufen. Wo nur irgend in einer Seele, die aus der Wahrheit [is]t, noch etwas Neigung zum guten Gotteswillen und Abneigung [g]egen Selbstsucht und Heuchelei schlummert, da muß der An[b]lick des Gekreuzigten Klärung und Entscheidung herbeiführen. [D]enn wie es nicht die nackte rohe Sünde war, die ihn ge[m]ordet hat, sondern die mit dem Gewande der Frömmigkeit [b]edeckte, die Gott meinte einen Gefallen zu thun, so ist das [K]reuz vor allem dazu mitten unter uns gestellt, daß es die Frommen von einer tiefern zu einer höchsten Stufe der Frömmig[k]eit erhebe.

Unser Kapitel führt uns in einer Reihe von Erscheinungen diesen Gegensatz vor Augen. Die Pharisäer treten ihm zuerst [e]ntgegen. An ihnen sehen wir, wie doch gerade auf religiösem Gebiete das Streben nach der Gewalt gemein macht. Sie kommen zu Jesus mit Herodes Dienern, vereint durch den Haß gegen den gemeinsamen Feind. Sie wollen ihm eine Falle stellen. Sie glauben, er sei zugänglich für ihre plumpe Schmeichelei. Wie wenig wissen sie von dem, der nichts als seines Vaters Ehre suchte! Es erfüllt sich an ihnen das Wort, daß man jemand beurteilen kann nach der Art, wie er Andre beurteilt. Was sie ihm zutrauen, lebt in ihnen selbst. Es fehlt ihnen an allem Wesensverwandtem, um ihn zu verstehen. Er soll sich ihnen in die Hand liefern aus Furcht vor denselben Leuten, über deren Urteil sie ihn scheinbar erhaben wähnen. Dieses Kompliment ist aber nur Heuchelei. In Wirklichkeit glauben sie auch bei ihm an eine Stelle, die für das Urteil der Menge empfänglich ist. Darum legen sie ihm die Frage vor, die damals alle Frommen bewegte: Soll man dem Kaiser Steuern bezahlen oder nicht? Die Gutgesinnten sagten Nein; nur die kein Herz hatten für die Hoffnung Israels, hatten nichts dagegen. Das war die Falle, darein sie ihn locken wollten. Sie sprachen wie er von dem Himmelreich, dem Messias und der Erlösung. Aber es waren nur Worte, was sie gemein mit ihm hatten, keine Ueberzeugungen und Wünsche. In solchen Fällen ist aber, wie die Dogmengeschichte aller Zeiten und besonders die Gegenwart bezeugt, der Streit am heftigsten. Dann werfen sich die Parteien Falschmünzerei oder Verständnislosigkeit für den tiefen Inhalt der Ueberlieferung vor. Die Pharisäer wollten das Reich Gottes, und Jesus wollte es. Sie dachten es als die Verwirklichung der dem Volk gegebnen Verheißungen. Wenn Jehova Wohnung macht unter seinem Volk, werden die Gefilde des Landes in reichem Segen blühen. Dann sollte sich das ganze Israel bekehren von Herzen zu seinem Gott. Aber die erste Bedingung zur Aufrichtung des Gottesreiches war die Entfernung der Römerherrschaft. Die heidnischen Paniere mußten fort von der heiligen Erde. Kaiserherrschaft und Gottesherrschaft schlossen sich aus. Sie wollten ein ganz sichtbares und spürbares Gottesreich in den Formen der nationalen Theokratie. Eine solche stieße aber überall auf römische Soldaten und Wappen. Für ein Nebeneinander beider ist kein Raum. Nun steht da Jesus im Volk und spricht offen von dem gekommnen Gottesreich, versteckt von sich als dem Messias, und es gelingt ihm, eine große Bewegung hervorzurufen. Aber wo sind seine Heere und seine Fahnen? Wo sein glühender Haß gegen Rom? Er lobt vor allem Volk einen römischen Hauptmann und macht seinen Burschen gesund. Der Kaiser spielt keine Rolle in seinen Reden, nur die Patrioten greift er an. Sein Schweigen über den entscheidenden Punkt ist die Klugheit des Betrügers, der es mit Keinem verderben will. Aber wir wollen ihn herauslocken aus seinem Versteck: Soll man Steuern zahlen oder nicht? Sagt er Ja, höre Volk, dein Messias ist ein Betrüger. Sagt er Nein, greift ihn, Herodes Diener, er ist ein Rebell. So haben wir ihn sicher auf jeden Fall.

Jesus hilft sich nicht heraus, er sagt nur, was für ihn das Natürliche war. Gottes Reich und des Kaisers Reich haben nichts miteinander zu thun. Man kann in beiden sein, Unterthan des Kaisers und Gottes. Das Reich Gottes ist eine geistige Größe. Wer Gott Herr und Vater nennt, der ist darin, mag er sonst sein, was er will. Was stört ihn die Steuer an die römische Obrigkeit? Er muß sie zahlen um des Gewissens willen. Denn Gottes Reich macht frei von der Sünde, aber nicht von den Römern; es giebt Waffen und Siegeszeichen im Kampf wider das Böse, aber keine Paniere, darum sich Heere und Nationen sammeln. Es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es ist inwendig in euch.

Das war eine Absage an die nationale Hoffnung. Das stärkte seine Feinde und schwächte den Mut seiner Anhänger. Dadurch ist er gefallen. Weil er ihren niedrigen, selbstsüchtigen Anschauungen von der Erfüllung der Verheißungen widersprach, haben sie ihn unter dem Beifall des Volkes verworfen. Aber so haben sie ihm Gelegenheit gegeben, ihnen am stärksten zu widersprechen und seine Meinung von dem Reich und der Kraft Gottes zu beweisen. Nicht ein Messias mit den Waffen in der Hand, sondern der erstandne Herr, der nichts hat als Waffe denn das Wort von seinem Kreuz, hat den Kaiserthron gestürzt und die Welt umgekehrt. Nicht mit trotziger Gewalt, mit Sanftmut hat er das Erdreich in Besitz genommen. Und dieser Sanftmut weltüberwindendes Bild haben sie geschaffen, indem sie ihn in Elend und Verachtung stießen. Aber er hat geglaubt an die Macht des Guten in der Welt. Darum hat er auch gewußt, daß die Wege zur dauernden Herrschaft Gottes und seines Willens den Wegen der Welt gerade entgegengesetzt sind. Wie Hochmut vor dem Fall, so steht Demut vor dem Sieg.

Sein Protest gegen die Vermischung politischer und göttlicher Interessen hat ihm den Tod gebracht. Aber durch sein glaubensmutiges Sterben hat er eben dieses Prinzip überwunden. Denn er hat damit aller Welt Gelegenheit gegeben, zuzuschauen, wie aus dieser Verquickung eine Trübung des Göttlichen, ja ein Widerspruch gegen das wahrhaft Göttliche erwachsen kann. Und indem er voll gläubigen Vertrauens auf die Macht Gottes über die Welt und die Gewalt der Liebe über die Menschen in den Tod geht, hat er das Reich Gottes angebahnt, das da steht in dem Vertrauen der Sünder auf den Vater im Himmel und in der Liebe der Kinder Gottes zu einander.

Die den Pharisäern verwandte Gesinnung ist im tiefsten Grund Unglaube, das Unvermögen, die Macht des Guten über die Welt zu erkennen, und ein Hangen an dem, was keine Macht hat. Aus dem Unglauben wird der Wunsch geboren, das, was gut und göttlich ist, zu stützen mit Balken aus zweifelhaftem Holz. Menschen meinen eben, es müsse gemacht werden und es eile. Aber Gott hat so viel Zeit, durch Niederlagen seine Sache größer und stärker werden zu lassen.

Wie stimmt das auf kirchenpolitischem Gebiet! Wie trifft das dahin, wo das Kreuz auf der Kirche und im Wappen mehr Glauben an die Hoheit in der Niedrigkeit und an den Sieg im Rückgang erwarten läßt! Aber es gilt auch für den alltäglichen Kampf mit der Bosheit der Welt. Wir schaden unsrer Sache am meisten, wenn wir sie stärken wollen mit Mitteln, die uns scheinbares Recht und scheinbare Klugheit an die Hand giebt. Was der Herr in der Bergpredigt sagt von der Feindesliebe und ihrer Gewalt, das klingt hier wieder. Die Moral der Bergpredigt und der Glaube an den Gekreuzigten gehören zusammen. Dieser liegt jener zu Grunde, und niemand kann jene erfüllen ohne den Glauben an die Macht des Guten, davon das Kreuz zeugt.

F N

Die Lehre der zwölf Apostel

eine wiederaufgefundne Urkunde des jugendlichen Christentums

3. Allgemeines über den Charakter der Didache

Judenchristentum, das keinen Ernst macht mit dem neuen Bunde, mit der Gnade Gottes, mit der völligen Neugestaltung des Verhältnisses der Menschen zu Gott und unter einander, das im Gesetzesdienst und in der Beschneidung hängen bleibt, — ein solches Judenchristentum finden wir nicht in der Didache. Diese ist vielmehr „an die Heiden," d. h. hier an die Heidenchristen gerichtet. Um so sichrer beobachten wir an ihrer Hand die christliche Gemeinschaft auf ihrem in der nachapostolischen Zeit erfolgenden weitern selbständigen Gange in der römisch-griechischen Welt im Stadium frischer kraftvoller, mit der Welt noch nirgends paktirender Jugendlichkeit. Der Bruch mit der Synagoge ist vollzogen, Judenchristen im oben bezeichneten Sinne giebt es nicht mehr. Aber auch die große Bewegung des Gnostizismus, d. h. das Sich-Bemächtigen des Evangeliums seitens der im römischen Reiche vorhandnen orientalischen Religionen und Religionssysteme sowie seitens der griechischen Spekulation, um das Evangelium in ihrem Sinne aufzufassen — diese Bewegung der Geister, die die Kirchenlehrer selbst zur Abwehr und zur Ausbildung einer christlichen Gnosis nötigte, ist in der Didache noch nicht mit einem Worte beachtet. Der Verfasser dieses Buches will einfach einen praktischen Leitfaden für die Christen und die Gemeinden schreiben, in dem er das Notwendige und Gebotene in Worten Christi, die durch die zwölf Apostel überliefert sind, zusammenfaßt. Er giebt die christlichen Lebensregeln in möglichst übersichtlicher, leicht dem Gedächtnis sich einprägender, anschaulicher Form nach der apostolischen Ueberlieferung den Christen an die Hand, sodaß die ersten sechs Kapitel des Büchleins geradezu als Lehrbuch für die zur Taufe sich vorbereitenden Katechumenen dienen können, denn am Anfange des siebenten Kapitel heißt es:

Mit der Taufe aber haltet es also: Nachdem ihr obige Lehren alle mitgeteilt habt, taufet auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes u. s. w.

Und nun folgt, was er über den Gottesdienst und im zweit Hauptteile über die Verfassung zu sagen hat.

Dieser Fund des jetzigen Metropoliten von Nikomedi wird für uns durch seine Beziehungen zur altchristlichen Litt ratur vor ihm und nach ihm noch bedeutsamer. Nicht ein so ungenanntes ganz apokryphisches Buch hat Bryennios hierm entdeckt, sondern zwei so berühmte Kirchenlehrer des viert Jahrhunderts wie Eusebius von Cäsarea und Athanasius hab diese Schrift mehr als zwei Jahrhunderte nach ihrer Entstehu gekannt und ihr beide, wenn auch nicht die Verfasserschaft seite der zwölf Apostel, so doch eine sehr hohe Anerkennung zu te werden lassen. Auch sind ihre ersten sechs Kapitel in der s genannten apostolischen Kirchenordnung vom vierten Jahrhunde ausgeschrieben. Ja, ein ihr so nahestehender und bedeutend Schriftsteller wie der Gründer der alexandrinischen Schul Klemens Alexandrinus, hat die Didache mehrfach benutzt, ei mal sogar geradezu einen ihrer Aussprüche mit der Zitations formel „sagt die Schrift," d. h. hier die heilige Schrift, angefüh

Andrerseits aber finden wir in der Didache selbst wied eine reichliche Benutzung der bei ihrer Abfassung schon vo handnen frühern oder gleichzeitigen christlichen Litteratur. D ist es nun zunächst sehr bedeutsam für uns, daß diese Schri noch keinen Kanon des Neuen Testamentes kennt: s zitirt nur, wie sie selbst es bezeichnet, „das Evangelium de Herrn," d. h. Sprüche Christi aus Matthäus, zuweilen au Lukas, nie aus Markus, nie aus Johannes oder aus de Johanneischen Briefen, auch aus Paulus nicht oder doch wenigsten nie so, daß damit auf einen kanonischen Rang der Paulusbrief sondern höchstens vielleicht auf eine Bekanntschaft mit seinen Haupt briefen zu schließen ist. Die sogenannten Pastoralbriefe kennt de Verfasser offenbar gar nicht, da er den dort bekämpften Gnostizis mus und die dort vorausgesetzte und geforderte Verfassungs ordnung völlig ignorirt. Auch von den übrigen Schriften de neutestamentlichen Kanons findet sich keine Spur. Nur ei Evangelium also und zwar, wie man sicher erweisen kann, da mit Ergänzungen aus dem Lukasevangelium versehene Matthäus evangelium, gilt der Didache als normativ: ein Neues Testamen in unserm Sinne liegt ihr noch nicht vor. Sie zitirt soga gleich im ersten Kapitel unter andern Worten Christi den i ganzen Neuen Testament nicht vorkommenden Satz: „Es so dein Almosen in deine Hände schwitzen, bis du erkennest, wen du es gebest," offenbar in dem Sinne, daß der größten Opfer willigkeit und Bereitwilligkeit zum Geben die ernsteste und ge wissenhafteste Prüfung darüber zur Seite gehen soll, ob wirkli Gutes oder ob Schlechtes durch die Gaben hervorgebracht wird Sie benutzt also hier eine später nicht ins Neue Testament ge langte Quelle. Und sie erlaubt sich andrerseits mit der eben bezeichneten evangelischen Quelle Aenderungen, Korrekturen Sie hat aber auch in ganz ausgiebiger Weise zwei sehr alt christliche Schriften benutzt, die ebenfalls nicht dauernd in de Kanon aufgenommen wurden: den Brief des Barnabas un den Hirten des Hermas, die beide später zu den sogenannte apostolischen Vätern gerechnet wurden. Namentlich den dre letzten Kapiteln des Barnabasbriefes (Kapitel 18—20) verdank die Didache ihren bezeichnenden Anfang von den beiden einander entgegengesetzten Wegen der Menschen, dem Wege de Lebens und dem Wege des Todes, und den größeren Teil de Stoffes in ihren ersten sechs Kapiteln, d. h. in dem ledigli die sittlichen Gebote des Evangeliums enthaltenden Teil; nu ist, was dort als ein wirrer Haufen von moralischen Sätze erscheint, durch den Verfasser der Didache zu einem streng gegliederten, wohlgeordneten und knapp bemessenen Leitfaden de christlichen Ethik auf ihrem damaligen Standpunkt umgestalte worden. Ja, so bezeichnend sind die großen Verände-rungen, die er teilweise mit dem überlieferten Stoff aus Barnabas vornimmt, daß wir nachher die hellsten Blic in die Zustände der damaligen Christenheit aus dieser Vergleichung gewinnen werden. Auch benutzt er zwei andre seh bemerkenswerte Aussprüche aus Barnabas am Schluß (Kap. 14, 2) und im 10. Kapitel (6), deren wir noch zu gedenken habe werden. Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß sich ei längerer Ausspruch aus den sogenannten Mandaten des vorhe

nnten Hirten des Hermas hier wiederfindet (Mand. 2, 6 in Did. 1, 6), der über das Geben des Christen an ürftige handelt und wörtlich entlehnt ist, wobei aber der Hermas doppelt angeführte Satz, daß man einfach geben , „indem man nicht Bedenken trage oder unterscheide, wem geben oder wem man nicht geben soll,“ in der Didache gelassen ist, offenbar aus dem uns schon bekannten Grunde s andern Prinzips in dem von ihm angeführten evange- en Ausspruche: „Es soll dein Almosen in deine Hände itzen, bis du erkennest, wem du es gebest.“

Jedenfalls werden wir schon aus dem eben Gesagten einen tigen Schluß auf das geistige Leben der damaligen Christen- machen können, nämlich daß wer damals im Interesse der neinden, also für die Oeffentlichkeit schrieb, dessen, was das mächtnis Christi, die Forderungen des Evangeliums, die ren der Apostel waren, sich gewiß fühlte, gleichviel welche iftlichen Quellen ihm dafür zu Gebote standen. Es lag rrm Verfasser so sehr in Fleisch und Blut, was durch us und seine Apostel den Christen gebracht worden war und ihnen verlangt wurde, daß er äußerst frei mit den Quellen fuhr, daß er selbständig das Ueberlieferte gruppirte, zu- menzog, arrangirte und korrigirte, überall gewiß, damit Rechte im Sinne Christi und der Apostel zu treffen. Ihm eben das Evangelium noch nicht gebunden an eine allge- n anerkannte und ein für alle male festgesetzte Richtschnur Zeugnisse aus dem Urchristentum oder an einen litterarischen entumsbegriff, noch viel weniger aber an eine durch Synoden gesetzte dogmatische Tradition. Er schreibt seine Lehre des rrn durch die zwölf Apostel an die Heiden nicht etwa mit n bösen Gewissen, hier etwas Andres zu geben, als was der r wirklich gebracht und durch seine Apostel hatte ver- digen lassen, und worin er selbst, der Schreibende, lebte und bte und sein Heil gefunden hatte. Aber er schreibt eben halb auch nicht mit ängstlicher Sorge um die einzelnen orte, sondern in freier und freigestalteter Zusammenfassung Wichtigsten zum Gebrauche der Christen, hier schriftliche, t mündliche Quellen benutzend, hier den Wortlaut, dort nur Gedanken in freier Form wiedergebend. Wie erkennen c den glückseligen Zustand wahrer christlicher Freiheit, später aus der Kirche zeitweilig verschwand, den Zustand unmittelbaren innern Bewußtseins der Gemeinschaft des rfassers mit dem Herrn und mit seinen unmittelbaren Zeugen d Nachfolgern aus dem folgenden Anfangskapitel der Didache:*)

Zwei Wege giebt es, einen des Lebens und einen des Todes; es aber ein großer Unterschied zwischen den beiden Wegen. Der Weg Lebens nun ist dieser: zum ersten, du sollst lieben Gott, der dich nacht hat, zum zweiten, deinen Nächsten wie dich selbst; alles aber, s du nicht willst, daß es dir geschehe, das thue auch einem Andern ht. Die Lehre aber, die in diesen Worten liegt, ist folgende: Segnet, euch fluchen, und betet für eure Feinde, fastet aber für eure Ver- ger; denn was ist das für eine Gunst, wenn ihr liebt, die euch lieben? n auch nicht die Heiden dasselbe? Ihr aber sollt lieben, die euch sen, und ihr werdet keinen Feind haben. Enthalte dich von den ischlichen und körperlichen Begierden. Wenn dir einer einen Schlag f den rechten Backen giebt, so wende ihm auch den andern zu, und wirst vollkommen sein. Wenn dich einer zwingt, eine Meile zu hen, so gehe zwei mit ihm; wenn einer deinen Mantel nimmt, gieb ihm auch den Leibrock; wenn einer dir das Deine ge- mmen hat, so fordere es nicht zurück, denn du vermagst es auch ht. Jedem, der dich bittet, dem gieb und fordere es nicht zurück; nn der Vater will, daß Allen gegeben werde aus den Gnadengaben, ein Jeglicher empfangen hat. Selig ist der, der giebt dem Gebote mäß; er ist ja ohne Schuld; wehe aber dem, der da nimmt! Zwar r Mangel leidet und nimmt [Almosen], wird ohne Schuld sein; wer er keinen Mangel leidet, der soll Antwort stehen, warum er genommen t, und zu welchem Zweck. Gefangen gesetzt wird er ausgeforscht werden er das, was er gethan hat, und wird nicht eher von dort heraus- mmen, bis daß er den letzten Heller bezahlt hat. Es gilt aber auch r diesen Fall, was geschrieben steht: Es schwitze dein Almosen in ine Hände, bis du erkannt hast, wem du giebst.

Wie mahnt uns dieser Anfang der Didache an die Aus- prüche des Herrn in unsern drei ersten Evangelien, und wie enig stören uns (wie in diesen Evangelien so auch hier) die eränderten Aneinanderfügungen der einzelnen Aussprüche, die Aenderungen des Wortlautes, die Zusätze aus unbe- kannten Quellen, z. B. daß man für seinen Feind auch fasten und daß man keinen Feind haben soll, oder z. B. die aus Lukas (6, 30) und Hermas (Mand. 2, 4—6) entnommnen Zu- sätze und Wiederholungen wegen des Gebens und Nehmens (5. 6)! Blickt uns doch überall das himmlische Auge unsers Herrn an aus der göttlichen Gesinnung, aus der vollkommnen Liebe, die hier gepredigt wird; und auch wo wir merken, daß schon ein erst später hervorgetretenes Bedürfnis berücksichtigt wird, wie z. B. die abscheuliche Ausbeutung der christlichen Opferwilligkeit durch Schwindler und Lügner, da wird uns die große Grundverkündigung des Evangeliums in dieser freien Anwendung auf das Leben der Gegenwart nur noch lieber.

Heinrich Ziegler

*) Ueberſetzung überwiegend nach Harnack, Altchristliche Litteratur, and 2.

Das Duell und seine Beseitigung

1

Das Aergernis, das durch die Häufung einer ungewöhnlich großen Zahl von Zweikämpfen mit verhängnisvollem Ausgang in letzter Zeit gegeben worden ist, hat auch eine erfreuliche Wirkung gehabt: es sind nicht nur die Nerven der Zeitungs- leser, sondern auch die Gewissen ernst denkender Menschen mehr als je zuvor über diesen Krebsschaden unsers gesellschaftlichen Lebens in Erregung geraten. Erörterungen mannichfacher Art haben sich hieran geknüpft; der Reichstag hat Beschlüsse gefaßt, die das Duell aus Gründen der Sittlichkeit und der Gesetzlich- keit verwerfen; eine Anzahl kirchlicher Vertretungskörper*) sind seinem Beispiel gefolgt, indem sie ihrerseits die religiösen Ar- gumente voranstellten. Unter den litterarischen Gegnern des Duells ist namentlich Professor v. Below in Göttingen mit seiner glänzenden Kampfschrift „Das Duell und der germanische Ehrbegriff“ hervorgetreten, die dasselbe seines Nimbus als einer ehrwürdigen altdeutschen Institution entkleidet und ihm das Vater- land und Zeitalter des Don Quixote als Heimat angewiesen hat. Prinzipielle Verteidiger traten kaum noch hervor, und die sich in diesem Sinne äußern, bringen keine Gründe vor, die Eindruck machen könnten. Wer aber deshalb annehmen würde, das Duell sei in Deutschland bereits auf dem Aussterbeetat, wäre in einer Täuschung befangen. Unsitten, die Menschenalter hindurch große Bevölkerungskreise beherrscht haben, weichen nicht so schnell, am wenigsten, wenn in den öffentlichen Zuständen Ele- mente liegen, die das Festhalten daran begünstigen. — In der Christlichen Welt bedarf es nun keiner Ausführung darüber, daß der Zweikampf aus religiösen, sittlichen und sozialen Gründen verwerflich ist; nur die Wege der Abhilfe, nur die Art, wie er am wirksamsten zu bekämpfen sei, kann Gegenstand der Er- örterung in diesen Spalten sein.

Hier sei nun vor allem auf einen Irrtum hingewiesen, in den häufig diejenigen verfallen, die das Duell aus religiösen Gesichtspunkten bekämpfen. Indem sie mit Recht aufstellen, daß der Christ, der in die ernsthafte Nachfolge seines Heilands ein- getreten ist, unmöglich Beleidigungen erwidern oder als „Rächer seiner Ehre“ dem Beleidiger mit der Waffe in der Hand gegen- über treten kann, glauben sie das Duell für ein christliches Volk abgethan zu haben. Diese Auffassung übersieht, daß auch in einem christlichen Lande immer nur eine kleine Minorität die sittliche Stufe der Friedensliebe, der Versöhnlichkeit gegenüber absichtlichen Kränkungen erreicht, und daß die öffentlichen Ein- richtungen nicht ihrem Standpunkt, sondern dem der großen Mehrheit entsprechen müssen. Diese aber wird zu allen Zeiten von Handlungen gewaltthätiger Selbsthilfe nur dadurch zurückge- halten werden können, daß Staat und Gesellschaft die Persön- lichkeit und ihre Rechtssphäre gegen unberechtigte Angriffe aus- reichend schützen. Auf wirtschaftlichem Gebiet hat der moderne Staat diese Aufgabe nahezu erfüllt; das Vermögensrecht, der Zivilprozeß, die Handhabung der Sicherheitspolizei sind so viel- seitig und vollkommen ausgebildet, daß, wer sich dieses Schutzes

*) Unter andern die sächsische Provinzialsynode auf Grund eines recht lesenswerten Gutachtens des Konsistorialrats Professor Hering, ver- öffentlicht bei Reuther und Reichard. Berlin 1896.

zu bedienen versteht, gegen Rechtsverletzungen seitens Dritter hinreichend gewaffnet ist. Dasselbe ist der Fall gegenüber verbrecherischen Angriffen auf Leib und Leben, die gleichfalls durch Polizei und Strafjustiz in verhältnismäßig enge Grenzen gebannt sind. Sehr auffallend ist nun, wieviel weniger es dem Staat gelungen ist, die persönliche Ehre des Einzelnen zu schützen. Zwar ist auch hier jeder rechtswidrige Angriff unter Strafe gestellt, und dem Verletzten ist die Befugnis gegeben, selber die Gerichte gegen den Schädiger seiner Ehre anzurufen; aber weder erachtet regelmäßig der Beleidigte die That als durch die etwa erkannte Strafe gesühnt, noch übt die Strafe eine abschreckende Wirkung aus; und die Folge hiervon ist, daß nur auf dem Gebiet der Ehrenkränkungen die gewaltthätige Selbsthilfe — teils in der Form der Erwiderung der Beleidigung, teils in der des Zweikampfs — ihre Geltung in weitem Umfang behalten hat. Man hat die Ursache hiervon in der zu milden gerichtlichen Bestrafung der Beleidigung erblickt, und gewiß ist, daß vielfach die Verletzungen der Ehre im Vergleich zu der des Vermögens zu milde beurteilt und bestraft werden; etwas wäre hier sowohl durch Verschärfung der Strafandrohungen im Gesetz als auch durch strengere Strafzumessung seitens der Gerichte zu erreichen, — aber wir bezweifeln, daß damit eine *erhebliche* Besserung der bestehenden Mißstände erzielt werden könnte. Zwei Umstände sind es, die eine präventive Wirkung der Strafgesetze auf diesem Gebiet hemmen. Erstens sind Handlungen, zu denen der Einzelne sich, ob mit Recht oder Unrecht, zur Wahrung seiner Ehre verpflichtet glaubt, und gerichtliche Strafen zu inkongruente Dinge, als daß letztere auf die ersten einen entscheidenden Einfluß ausüben könnten. Wer seiner Ehre die Begehung einer Handlung ungesetzlicher Selbsthilfe schuldig zu sein glaubt, wird sich in der Regel durch die Aussicht auf eine gerichtliche Strafe nicht davon zurückhalten lassen, — zumal hier derjenige Punkt, der sonst bei gerichtlichen Bestrafungen für unbescholtene Menschen der peinlichste ist, die Schande, die Minderung des persönlichen Ansehens, nicht dem droht, der die ungesetzliche Handlung begeht, sondern dem, der sie unterläßt. — Die zweite Schwierigkeit liegt darin, daß — während das Strafgesetz für alle Stände das gleiche sein muß — Begriff und Bedeutung der Ehrverletzung in den verschiednen Bevölkerungsklassen unendlich weit auseinander gehen. Unter erwachsenen jungen Bauernburschen wird eine Tracht Schläge, die der Einzelne von einem Kameraden erhält, sofern keine Gesundheitsschädigung oder Arbeitsunfähigkeit eintritt, sehr gering gewertet; die beiden Beteiligten sind vielleicht in einigen Tagen wieder gute Freunde. Unter Studenten dagegen ist jede, auch die geringste thätliche Beleidigung eine sehr ernste Sache, die ruhig hinzunehmen für den Verletzten unmöglich ist, will er Ansehen und Stellung unter seinen Kommilitonen bewahren. Eine Ausgleichung dieser so abweichenden Auffassungen ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, weil sie beiderseits in der Bildungsstufe und den Lebensgewohnheiten der betreffenden Kreise begründet sind. Nun kann ja zwar der Richter bei Ausmessung der wegen Beleidigung zu erkennenden Strafen auf die Anschauungen und Gewohnheiten des „Milieu,“ in dem die Beteiligten leben, Rücksicht nehmen und thut dies gewöhnlich auch; aber demungeachtet ist es klar, daß es kaum möglich ist, ein Gesetz einheitlich anzuwenden auf Handlungen, die je nach dem Kreise, in dem sie sich zutrugen, eine so völlig verschiedne Bedeutung haben, — und daß jedenfalls die Wirkung und das Gewicht der gerichtlichen Strafen an den verschiednen Stellen eine ganz verschiedne sein wird.

2.

Die hier gezeichnete, schon vielfach lebhaft empfundne Insufficienz der ordentlichen Gerichte gegenüber den Ehrverletzungen hat zu dem Gedanken geführt, ihnen — nach dem Vorgang der Offizierkorps — in nach Berufsständen gegliederten Ehrengerichten eine Ergänzung zur Seite zu stellen. Diese sind nicht gedacht als staatliche Institution, sondern als Organe der öffentlichen Meinung, insbesondre der Berufsgenossen der beteiligten Parteien. Demgemäß lautet der Spruch eines Ehrengerichts nicht auf Bestrafung des Beleidigers, sondern

er äußert sich darüber, ob die Beteiligten ehrenhaft sich ve halten haben, und je nachdem legt er ihnen bestimmte Handlung auf zur Ausgleichung der vorgefallnen Ehrverletzung.

Durch die Ehrengerichte geht nach unsrer Ueberzeugu der gangbare Weg zur Beseitigung des Duells, — so w nämlich überhaupt äußere Einrichtungen wirken können, zu den selbstverständlich eine Läuterung der sittlichen Anschauung und gesellschaftlichen Gewohnheiten hinzutreten muß. Es klar, daß dem Verletzten unendlich viel mehr an einem auto tativen Ausspruch über die Ehrenhaftigkeit in seinem und sein Gegners Verhalten liegt als an einer gerichtlichen Verurteilu des Letztern zu Geld- oder Gefängnisstrafe, und daß die ehre gerichtliche Entscheidung, die den Beleidiger zur Rücknahme od Abbitte nötigt, eine viel wirksamere Sühne gewährt, als d Strafgericht sie zu bieten vermag. — Bei den ungeheuern A ständen, die, wie wir sahen, in der Auffassung des Ehrbegri unter den verschiednen Bevölkerungsklassen noch bestehen, ka heute das Ehrengericht nur aus den Berufsgenossen der B teiligten gebildet werden. Seine Autorität bei der Schlichtu von Beleidigungen wird übrigens nur gewinnen, wenn es ni auf diese Aufgabe beschränkt, sondern auch darüber hinaus a gerufen wird, so oft die Frage zu entscheiden ist, ob jema durch sein Verhalten die Ehre seines Berufs oder Standes v letzt hat. Die in unsern Tagen sich immer mehr ausdehnen genossenschaftliche Organisation der einzelnen Berufsstände förd die Einrichtung derartiger ständiger Ehrengerichte.*) Dabei wi die Notwendigkeit sich herausstellen, bei Konflikten unter P sonen verschiedner Berufsstände ein Zusammenwirken der v schiednen Ehrengerichte herbeizuführen, eine Aufgabe, die kein wegs unlösbar erscheint.

Natürlich genügt aber die bloße Existenz und Anrufu eines Ehrengerichts nicht, um Duelle zu verhindern; es kom auch auf den Geist an, in dem es seine Entscheidung trifft. Einfach und klar gewiesen ist seine Aufgabe bei leicht insbesondre wörtlichen Beleidigungen; in diesen Fällen wi es, das ist schon heute allgemeine Uebung, den Beleidiger beftimmen suchen, die Kränkung zurückzunehmen und sein Unre einzugestehen, wodurch dann dem Verletzten eine vollständ Genugthuung zu teil wird. Es ist aber nicht zu verkenn daß es auch Beleidigungen giebt, für deren Schwere eine Z rücknahme und Abbitte, die doch nur in Worten bestehen, ke entsprechende Sühne bilden. Hierher gehören die Vergehen ro thätlicher Mißhandlung, sowie der Verletzung der Ehre u des Glücks einer Familie durch ihren weiblichen Gliedern zu fügtes Unrecht. In solchen Fällen haben bisher die Ehr gerichte — sofern nicht der Beleidiger etwas begangen ha was ihn nach dem heutigen konventionellen Begriff „satisfaktio unfähig“ machte — nur die Lösung gekannt, daß sie ein Du als unvermeidlich bezeichneten und dadurch die Beteiligten, der an der gesellschaftlichen Achtung ihres Lebenskreises lag, z Duell zwangen. *Hier ist nun der wichtigste Punkt*, dem die Gegner des Duells unsers Erachtens einsetzen müss um es zu beseitigen, an dem sie aber auch mit Aussicht a Erfolg einsetzen können, weil die bestehenden Zustände mit d öffentlichen Gewissen und dem Rechtsbewußtsein der weitest Kreise in Widerstreit stehen. Der folgende Fall kann he alle Tage vorkommen und ist thatsächlich wiederholt vorgekomme Ein gewissenloser Mensch zerstört das Glück einer Familie, dem er eine verheiratete Frau verführt; das mit der Sa befaßte Ehrengericht kommt zu dem Ergebnis, daß ein Du unter schweren Bedingungen unvermeidlich sei; der Schuldi der zufällig der bessere Pistolenschütze ist, vollendet sein V brechen dadurch, daß er den Kindern, denen er schon die Mut genommen, durch seine Kugel auch noch den Vater raubt, und er hat damit alles Nötige gethan, um, nach überstand kurzer Festungshaft, als einwandsfreier Ehrenmann in sein Gesellschaftskreise weiter leben zu können! Das Furchtba das auf seinem Gewissen lastet, entzieht ihm nichts von sei

*) Für den Anwaltsstand bestehen Ehrengerichte bereits in heitlicher Organisation über ganz Deutschland. Der ärztliche St erstrebt seit lange eine ähnliche Einrichtung.

bürgerlichen und gesellschaftlichen Ehre. Das sind Anschauungen und Zustände, die — vom allgemein menschlichen und mehr noch vom christlichen Standpunkt beurteilt — so empörend und ungesund sind, daß ein offner und entschiedner Kampf gegen sie geboten ist.

Wie können aber die Ehrengerichte in den Fällen wirklich schwerer Beleidigung auf anderm Wege als durch Gestattung des Duells dem Verletzten eine wirkliche Sühne und Genugthuung verschaffen? Unsre Antwort ist die: dadurch, daß sie die Handlungsweise des Schuldigen als eine unehrenhafte bezeichnen und ihn damit aus den Reihen der ehrenhaften und unbescholtnen Menschen ausschließen.

Schon heute geht ein derartiges Urteil keineswegs über die Zuständigkeit eines Ehrengerichts hinaus; es wird dann erlassen, wenn jemand, der dem Spruch des Ehrengerichts untersteht, eine nach den geltenden Anschauungen unehrenhafte Handlung, etwa einen Diebstahl oder eine Fälschung, begangen hat. Leider war aber bisher das Rechts- und Ehrgefühl der Mehrzahl unsrer Zeitgenossen noch nicht geläutert genug, um auch in der dem Nächsten aus Roheit oder Gewissenlosigkeit zugefügten schweren Kränkung eine ehrlose Handlung zu erblicken, die den Thäter in gleicher Weise brandmarken sollte wie ein Diebstahl oder eine Fälschung. Rohe Mißachtung der Persönlichkeit des Nächsten zeigt eine ebenso gemeine und ehrlose Gesinnung als die niedrige Begehrlichkeit nach fremdem Gut. — Diese Wahrheit ist unzweifelhaft, aber sie wird heute noch nicht anerkannt. Erst wenn sie in der gesamten öffentlichen Meinung und auf diesem Wege auch in der Praxis der Ehrengerichte Eingang gefunden haben wird, wenn dann diese die ehrlose Gesinnung des Raufbolds, des Verleumders, des gewissenlosen Verführers im einzelnen Fall ausdrücklich feststellen werden — erst dann wird dem schwer Beleidigten und zugleich dem öffentlichen Rechtsgefühl eine wirkliche Genugthuung zu teil werden, wie sie das bürgerliche Gericht, das nur die That, nicht die Gesinnung straft, nicht zu bieten vermag, wie sie aber der Zweikampf, der den Schuldigen und den Geschädigten auf eine Stufe stellt und zu häufig nur eine Fortsetzung der geschehenen Vergewaltigungen bedeutet, noch weniger gewährt.

Es wäre nach dem Gesagten verkehrt, eine Besserung der bestehenden Mißstände allein oder vorzugsweise von obrigkeitlichen Maßregeln zu erwarten. Die hier verlangte weitere Entwicklung der Ehrengerichte, wie auch die Veränderung in ihrer Auffassung und Praxis, hat zur wesentlichsten Voraussetzung eine Wandlung der öffentlichen Meinung, eine Klärung und Schärfung des öffentlichen Gewissens innerhalb der höhern Gesellschaftskreise. Hierzu kann und soll jeder, der das Unwürdige und die christlichen Gewissen Bedrückende in den jetzigen Zuständen lebendig empfindet, beitragen, indem er in seinem Kreise — und, wenn die Gelegenheit sich ihm bietet, in der Oeffentlichkeit — für die von ihm erkannte Wahrheit eintritt. Auf bestimmten Stellen ruht freilich die Verantwortung für die Besserung dieser Mißstände in erhöhtem Maß. Da im Offizierstand die Berufsehre jedes Einzelnen mit der Bewährung und Anerkennung seines persönlichen Muts naturgemäß eng verbunden ist, ist es für den Offizier schwieriger als für Andre, auf die durch das Duell gebotne Form der Selbsthilfe zu verzichten. Deshalb und wegen der hervorragenden gesellschaftlichen Stellung, die der Offizierstand einnimmt, besteht wohl kein Zweifel darüber, daß das Duell in Deutschland mit seiner Aufrechterhaltung in dem Offizierkorps steht und fällt. Es wird deshalb geboten sein, zum Schluß noch einige Worte über den gegenwärtigen Stand der Frage in der Armee beizufügen.

3

Unzweifelhaft ist die neueste kaiserliche Verordnung vom 1. Januar 1897 über die Ehrengerichte der Offiziere als ein Schritt in der Richtung der Beseitigung des Duells durch weitere Entwicklung der Ehrengerichte zu begrüßen, wenn sie auch diese Beseitigung nicht völlig herbeiführt. Die ausgesprochne Absicht, den Zweikämpfen der Offiziere „mehr als bisher vorzubeugen," die Mahnungen, der Offizier solle es „als Unrecht anerkennen, die Ehre eines andern anzutasten," —

wenn er hiergegen gefehlt habe, solle er „nicht an seinem Unrecht festhalten, sondern zu gütlichem Ausgleich die Hand bieten," und ebenso solle der Beleidigte „wenn möglich die zur Versöhnung gebotne Hand annehmen," die Vorschrift für den Ehrenrat (vor den zunächst Differenzen gebracht werden), einen Ausgleich anzustreben, „soweit es die Standessitte nur irgend zuläßt," — das Alles ist in einem Geist gehalten, der grundsätzlich der Beseitigung des Zweikampfs zustrebt, wenngleich seine Zulassung in Ausnahmefällen immer noch festgehalten wird durch den bei Anempfehlung der Versöhnlichkeit gemachten Vorbehalt, „soweit Standesehre und gute Sitten es zulassen." Wir sind unserm Kaiser aufrichtig dankbar für den durch diese Verordnung gegebnen Fortschritt; aber freilich können wir nicht verschweigen, daß der Eindruck derselben in der öffentlichen Meinung ein größerer gewesen wäre, wenn nicht gerade in den letzten Jahren die meisten Duellanten unmittelbar nach Antritt ihrer ohnehin leichten gerichtlichen Strafe begnadigt worden wären, ein Umstand, der die Auffassung hervorrufen mußte, das Duellwesen werde an höchster Stelle sehr milde beurteilt. Im übrigen scheint es uns, daß auf der Grundlage der angeführten Verordnung auch die völlige Beseitigung des Zweikampfs eintreten kann — je nach dem Geist, in dem die Ehrengerichte ihres Amtes walten werden. Die Verordnung erachtet offenbar die Versöhnung „als durch die Standessitte ausgeschlossen" in Fällen besonders schwerer Beleidigungen, wie Thätlichkeiten und Verletzung der Familienehre. Die Auffassung, daß, wo dergleichen vorgekommen ist, die Beteiligten, selbst wenn der Schuldige Abbitte leistet, ferner nicht wohl in der nahen Gemeinschaft eines Offizierkorps zusammen leben können, ist eine berechtigte. Aber der herrschenden Anschauung, daß hier eine Sühne durch den Zweikampf stattfinden müsse, möchten wir auch für die Offizierkorps jene Lösung gegenüberstellen, die wir schon oben im Prinzip forderten: das Ehrengericht sollte in solchen Fällen erkennen, daß der schuldige Teil eines Offiziers unwürdig gehandelt hat und deshalb nicht länger im Offizierkorps bleiben kann. Eine solche Entscheidung würde — von ihrem sittlichen Recht nicht zu reden — aus dem kaiserlichen Ausspruch, daß „der Offizier es als ein Unrecht erkennen muß, die Ehre eines andern anzutasten," sich folgerichtig ergeben; sie würde dem Verletzten eine vollständige Sühne geben und dadurch den Zweikampf überflüssig machen.

Unzweifelhaft ist dies der Weg, der unsre Offiziere aus der Duellunsitte allmählich herausführen kann und wird, und auf dem die andern Stände folgen werden. Wenn einmal die Wahrheit: „die Verletzung der Ehre des Nächsten ist nicht nur eine strafbare, sondern auch, weil aus roher Gesinnung hervorgehend, für den gesitteten Menschen eine unehrenhafte Handlung," zu so allgemeiner Geltung und Anerkennung gelangt ist, daß, wer ihr entgegenhandelt, die eigne Ehre und gesellschaftliche Stellung gefährdet, — dann werden Anlaß und Anreiz zum Zweikampf nahezu geschwunden sein. Zu erstreben ist, daß diese geläuterte Auffassung zunächst in immer weitern Kreisen Anerkennung finde und dann durch das Organ der Ehrengerichte Geltung und Herrschaft auch bei den rohern Elementen sich erkämpfe.

Friedrich von Oertzen

Die Antifreimaurer und die Kirche

Nicht nur Miß Vaughan hat inzwischen*) wieder gesprochen, sondern auch die römische Kommission.

Während erstere durch die neuern „Enthüllungen" nur ihr Erfindungstalent bekundete, hat letztere durch ihre Entscheidung einen neuen Beweis für den Aberglauben der römischen Kirche und die Beschränktheit und Doppelzüngigkeit gewisser Hierarchischen geliefert.

Die Teufelsmiß gab nach dreimonatlichem Schweigen das vierzehnte Heft ihrer Memoiren heraus, indem sie unter anderm die sensationelle Enthüllung machte, daß ihre Feindin, die

*) Vergl. vor. Jahrg. Nr. 51, auch 45 und 46.

Kölnische Volkszeitung, in die Dienste des französischen Großorients getreten sei. Dieser habe zuerst den Dr. Hacks-Bataille um hunderttausend Franks zu der Verpflichtung bewogen, in einem katholischen Blatt seinen „Teufel im neunzehnten Jahrhundert“ als Lügenwerk zu brandmarken und nach Besprechung der Vaughanfrage auf dem Antifreimaurerkongreß die bekannte Entlarvung zu veranlassen. Die Wahl fiel auf die Kölnische Volkszeitung, die ganz nach den freimaurerischen Instruktionen handelte. In Trient haben überdies der Vertreter des Erzbischofs von Köln, Dr. Gratzfeld, von dem sämtliche Gewährsmänner der Teufelsmiß versichern, daß er eine höchst unsympathische Physiognomie besitze, sowie Mgr. Baumgarten, überwacht von einem Sendling des Großorients, ihre bekannten Fragen gestellt. Das neueste Freimaurerorgan hat natürlich nicht versäumt, in einem humoristischen Artikel seine Leser von der Unmöglichkeit dieser Behauptungen zu überzeugen.

Uebrigens ist die merkwürdige Miß nicht die einzige, die von einem freimaurerischen Komplott gesprochen hat. Auch der bekannte französische Journalist Gaston Méry hat nun nachträglich eine Broschüre, betitelt Un complot Maçonnique. La Verité sur Diana Vaughan (Paris, Librairie Blériot) herausgegeben, in der er ein, allerdings von jenem sehr verschiednes, Komplott zu enthüllen versucht. Er meint nämlich, daß die Publikationen überhaupt von Anfang an von den Freimaurern ausgegangen seien, um die antifreimaurerische Agitation zu schädigen, die Kirche lächerlich zu machen und sie in der Person hochgestellter Kirchenfürsten zu treffen; das Komplott soll „unter Mitwirkung der Logen gegen die Katholiken im allgemeinen und vielleicht ganz besonders gegen den Papst selbst gerichtet sein.“ Als einzigen Beweis für seine Behauptungen giebt er ein Dekret des höchsten Rates der Loge von Palermo wieder, das die Vaughan zum Ehrenmitgliede und Protektor des höchsten Rates des schottischen Ritus ernannte. Die Echtheit desselben erscheint sogar der katholischen Presse unwahrscheinlich. Die Kölnische Volszeitung meint, Méry werde seine These besser begründen müssen, als mit dem Hinweis auf dieses eine Dokument. Es unterliegt aber für sie keinem Zweifel, „daß die Absicht bestanden hat, den Papst selbst in den Pariser Schwindel zu verstricken, wie denn der ganze Enthüllungsschwindel der gegen die Freimaurerei gerichteten päpstlichen Encyklika Humanum genus gewissermaßen parallel lauft.“

Es ist traurig genug und demütigend für eine gewisse Hierarchie, wenn Derartiges überhaupt möglich sein könnte. Wir haben bereits in unserm letzten Artikel darauf hingewiesen, was wir von der päpstlichen Segnung und den Briefen von Prälaten an die Pariser Schwindler halten. Nunmehr hat die Teufelsmiß den berühmten Brief des Kardinalvikars Parocchi vollständig wiedergegeben, ferner auch das Facsimile des Schreibens des Bischofs von Grenoble an Herrn Künzle, sowie ein solches des Bischofs Fava aus der Semaine Religieuse de Grénoble angefügt. „Man ersieht daraus, daß er noch am 26. November felsenfest an den ganzen Vaughan-Schwindel glaubte und an die »Miß« einen kindlichen Brief schrieb,“ wie die Kölnische Volkszeitung etwas freimütig bemerkt. Es heißt in dem Briefe:

Fräulein! Ja, Sie reden die Wahrheit: Satan ist der König derer, die Christus nicht als König wollen. Ihr Vater hat Sie gelehrt: Die Freimaurer sind sozinianischen Ursprungs, einer protestantischen Häresie, die die Gottheit Jesu Christi leugnet.

Daraus geht hervor, wie der Schwindel von hierarchischen Kreisen auch noch gegen den verhaßten Protestantismus ausgebeutet wird.

Vor kurzem wurde gemeldet, daß Kardinal Parocchi, der vor einem Jahre der bekehrten „Miß“ den päpstlichen Segen zugehen ließ, nunmehr einem Mitarbeiter des Univers gegenüber erklärt habe, daß das Bataillesche Teufelswerk „ein schlechtes Buch,“ „eine kolossale Mystifikation“ sei, auch „die andern Mystifikationen, mit denen Leute wie Taxil und Margiotta ihre Erzählungen über Diana Vaughan ausgeschmückt haben,“ gebrandmarkt und schließlich bemerkt habe: „Selbst wenn bewiesen würde, daß Diana Vaughan existire und sich wirklich bekehrt habe, so würde es doch eine sehr verdienstliche Arbeit gewesen sein, die Ausbeuter zu entlarven.“

Derselbe Mitarbeiter des Univers behauptete ferner vor kurzem, vom Commendatore Pacelli, dem Vorsitzenden der Kommission, selbst erfahren zu haben, es werde deren Urteil demnächst gefällt und konstatirt werden, daß es unmöglich ist, die Bekehrung und Existenz der Diana Vaughan festzustellen. Eine von der Kommission an alle Bischöfe der Welt versandte Anfrage, ob es wenigstens irgend einen Anhalt gäbe, auf welchem Berichte, betreffend die Bekehrung der Expalladistin, beruhen könnten, hat das Resultat gehabt, daß auch nicht ein einziger Bischof irgend etwas, selbst bezüglich der Existenz der Vaughan, beibringen konnte.

Es ist wirklich bezeichnend für die Verhältnisse innerhalb der katholischen Kirche am Ende unsers Jahrhunderts, daß man überhaupt eine derartige Anfrage über Ausgeburten des menschlichen Wahnsinns, oder besser gesagt: über den tollen Schwindel einer Gesellschaft zur Ausbeutung der menschlichen Dummheit, an christliche Oberhirten zu richten wagt. Geradezu unglaublich muß aber die nunmehr wirklich eingetroffne Entscheidung der römischen Kommission erscheinen, die, entgegen der obigen Meldung, folgenden Wortlaut hat:

Die römische Kommission, entsprechend dem ihr vom leitenden Generalrate des Antifreimaurerischen Bundes gegebnen Auftrage, von dem der erste internationale antifreimaurerische Kongreß in Trient Akt genommen hat; in Erwägung, daß es nicht ihre Aufgabe ist, über die in diesen letzten Zeiten gemachten Offenbarungen, betreffend die Freimaurerei, ein Urteil zu fällen; in Erwägung, daß der Gegenstand ihrer Prüfung eng beschränkt ist auf folgende drei Fragen: 1. auf die Existenz einer angeblichen Diana Vaughan, 2. auf die Wirklichkeit ihrer Bekehrung, 3. auf die Authentizität der ihr zugeschriebnen Schriften, ohne Rücksicht auf die Thatsache, daß die von einigen in den letzten Monaten angewandten Kunstgriffe eigentlich eher für eine den gestellten Fragen weniger günstige Meinung sprechen würden; nachdem sie in ihren Forschungen sich des gewissenhaftesten Eifers befleißigt und alle in ihrer Macht stehenden Mittel, um zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, angewandt hat; erklärt: daß sie bis zum heutigen Tage keinen zwingenden Grund gefunden hat, sei es für, sei es gegen die Existenz, die Bekehrung, die Authentizität der Schriften der angeblichen Diana Vaughan.

Hierauf erneuert die Kommission ihre volle und absolute Zustimmung zu den päpstlichen Rundschreiben und zu allem, was in ihnen über die Freimaurerei gesagt ist; sie spricht den Wunsch aus, daß unter Beiseitelassung aller nebensächlichen und weniger bedeutenden Fragen das ganze Bestreben der Katholiken auf den Kampf gegen die verbrecherische Sekte gerichtet sei, lehnt schließlich jede weitere Polemik ab und erklärt ihren Auftrag für erledigt.

Rom, 22. Januar 1897 Der Präsident der Kommission

Sogar die ultramontanen Organe lassen, obwohl sie andrerseits einen neuen Beschönigungsversuch durch den Hinweis auf den nicht offiziellen Charakter der Kommission machen, ihre Entrüstung über diesen Beweis durchblicken, wie weit man in Rom die Kunst der „Combinazioni“ treiben könne, und sind der Ansicht, es wäre die Pflicht gewisser Kirchenfürsten gewesen, offen und ehrlich einzugestehen, daß sie sich dupiren ließen, und dem Schwindel ein Ende zu machen.

Statt dessen hat man nunmehr diesem nur Vorschub geleistet,*) was hoffentlich nicht mit der Thatsache in Zusammenhang zu bringen ist, daß „Miß Vaughan“ beträchtliche Summen für die Antifreimaurerbewegung und die Peterspfennigkasse beigesteuert hat. Die Schwindler haben nun neuen Mut, und schon kündigt die Teufelsmiß ihre Bereitwilligkeit an, „ohne Rücksicht auf freimaurerische Anschläge“ in einer italienischen Stadt mit all ihren Beweisaktenstücken zu erscheinen und einige Tage öffentlich Rede und Antwort zu stehen, ja sogar in Rom der Geistlichkeit zu antworten und selbst dem Papste hinsichtlich des Namens des Klosters, in dem sie sich bekehrte, Aufschluß zu geben. Sie plant also offenbar eine Wiederholung des Manövers in Lyon, wo ihr „Mandatar“, ein Fräulein von nicht ganz zuverlässigem Charakter, wie böse Zungen behaupten, sich für sie ausgegeben haben soll.

Doch genug von all diesen Einzelheiten des frechsten „Schwindels,“ mit dem sich die katholische Hierarchie kompromittirt hat.

*) Das Verhältnis des Teufelsaberglaubens zum jesuitischen Ultramontanismus im allgemeinen hat soeben Graf Hoensbroech in seiner Schrift „Religion oder Aberglaube? Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus“ (Berlin, Walther) in zutreffender Weise erörtert.

Man hat schließlich behauptet, der Papst wolle die Sache selbst in die Hand nehmen, die Vaughan und ihre Gewährsmänner vor die Kongregation des heiligen Offiziums, des höchsten Glaubensgerichts der katholischen Kirche, zitiren lassen und gebebnenfalls mit schweren Kirchenstrafen belegen. Man hat aber bisher vergeblich auf diese „offizielle“ Erledigung der Angelegenheit gewartet und weiß wirklich nicht, wie man es mit den gewohnten Lobpreisungen der Weisheit und Klugheit des gegenwärtigen Pontifex vereinbaren soll, daß er, ohne ein Wort zu sprechen, ruhig zusieht, wie seine Untergebnen die Ausgeburten des Aberglaubens und tollsten Betruges für ihre polemischen Zwecke verwerten und den Katholizismus dadurch vor der ganzen Welt lächerlich machen.

Geradezu komisch ist es, wenn man sich ultramontanerseits, wie vor kurzem in der Voce della Verità und im Westfälischen Volksblatt zu lesen war, auf eine neue päpstliche Konstitution beruft, durch die die Aufmerksamkeit der Indexkongregation auf Zensurirung solcher Schriften, die von Magie, Geisterbeschwörung, Geistererscheinungen, Prophezeiungen und Wundern erzählen, gelenkt wird, und dazu bemerkt, alle diese Dinge unterlägen dem Urteile der kirchlichen Autorität, ehe sie veröffentlicht werden dürften, sodaß man jetzt eine sichere Regel habe, nach der man die phantastischen Veröffentlichungen über die Diana Vaughan zurechtrücken könne. Selbstverständlich hat diese Konstitution auf Diana Vaughan, die ausdrücklich erklärte, daß sie ihre Schriften dem Urteile der römischen Kurie unterbreite und sich im voraus ihrer Entscheidung unterwerfe, gar keinen Bezug, sie bezieht sich vielmehr offenbar auf die spiritistische Bewegung unsrer Zeit. Gut bemerkt der Reichsbote:

> Mit einer päpstlichen Konstitution gegen die Phantastereien der Vaughan, die nicht schlimmer sind als die, die aus zahlreichen katholischen Druckereien in Paderborn, Münster, Dülmen, Köln, Mainz u. s. w. jahraus jahrein verbreitet werden, kann die Zentrumspresse nur dann Staat machen, wenn sie etwa lautet wie die Bulle Exurge vom 15. Juni 1520, in der unter Androhung der Excommunicatio latae sententiae befohlen wurde, alle Bücher und Predigten des Dr. Martin Luther in Gegenwart der Geistlichkeit und des Volkes öffentlich und feierlich zu verbrennen. Wenn auf päpstlichen Befehl die katholische Geistlichkeit auf dem Tempelhofer Felde einen großen Scheiterhaufen zur Verbrennung der in den katholischen Buchhandlungen Deutschlands befindlichen abergläubischen Schriften errichten würde, so würde solches Schauspiel allgemeine Bewunderung finden und den Ruhm der römischen Kirche erhöhen. Man denke nur an die große Masse der Wallfahrtsbücher in Trier, Kevelaer und hundert andern Orten, die voll sind der abenteuerlichsten Wundergeschichten, Prophezeiungen und Angriffe auf die Evangelischen. Wenn es der Zentrumspresse mit der Bekämpfung des Aberglaubens ernst ist, dann dringe sie auf nachträgliche Verurteilung all dieser Bücher und Schriften, die unter kirchlicher Approbation erschienen, so der Schrift über die angeblichen Wunder des Trierer Rockes. Dann verurteile man auch die katholische Presse aller Länder, die den angeblichen rituellen Mord der Juden zwar verdammt, aber die Hingabe des jungen Lebens einer Dominikanerin zur Verlängerung des Lebens Leos XIII. als eine neue Jephtha- oder Iphigenienthat in den Himmel erhebt. . . . Mit der Vertröstung auf künftige Stuhlsprüche wird die Zentrumspresse nicht viel ausrichten, da sich dieselbe stets auf die frühern unfehlbaren Kathedralentscheidungen zu berufen pflegen. Im Diana Vaughan-Falle haben der päpstliche Segen, der ihr zu teil geworden ist, sowie die päpstliche Konstitution gegen die Freimaurer und das den Trienter Antifreimaurerkongreß belobigende päpstliche Breve die Phantastereien in einer Weise mit dem lehramtlichen Mantel überdeckt, daß das bischen Vernunft, mit dem sich gewisse Zentrumsblätter aufbauschen, vor der geschützten Finsternis nicht lange standhalten wird.

Charles Henri

Ein Lichtbild aus der Mission

Aus der Zeit der Gründung Roms schon ist der Name des Sabinergebirges auf uns gekommen. Haben doch die Recken, die in der Ebene die Stadt erbauten, sich von dort ihre Weiber geraubt, sodaß aus der Vermählung der Söhne der Niederung mit den Töchtern der Höhe das Heldengeschlecht entstand, das die Stadt Rom zur Herrscherin der Welt machte. Wer sie besucht, kennt unter der schönen Bergkette vor allen den Monte Gennaro, der in blaugoldnem Licht am Abend herüberschimmert über die Campagna. Auf dem scharfen Grat des Gipfels ruht nimmer der Schnee, der die Gefährten warm zudeckt; in steilen Abhängen fällt er zu Thal dem Tiberbette zu. Längst ist der Wald vernichtet, der einst ihn krönte. Die Distel wächst, der Thymian, das harte kurze Gras, aus dem die Ziege wählerisch die besten Halme sucht. Weit hinaus schweift von dort der Blick über das blaue Mittelmeer. Nach links breiten sich die grünen Thäler Latiums, wo Horaz der Ruhe pflegte, die Kaiser vor der Sommerhitze Kühlung suchten. Weiter noch in der Ferne liegen die goldnen Gefilde Kampaniens, aber oben ist es öde und einsam selbst im Sommer, und im Winter streicht der eisige Nordwind über die kahlen Abhänge. Rechts steigt die Sabina hinan zu der gefürsteten Abtei Farfa, deren mächtiges Walten und jähes Verfallen im Mittelalter Gregorovius uns erzählt.

So nahe der Priesterstadt sind die umliegenden Ortschaften dem Dienste vieler Madonnen und Heiligen fleißig ergeben, aber der Seele Hunger ist einem, von dem ich erzählen will, nicht dadurch gestillt worden.

Auf der Höhe, wo der Weg von den obern Abruzzen sich herabsenkt zum Tiberthal, liegt Montorio Romano. Unweit davon, auf öder Heide, hat ein entlassener Sträfling sich eine Hütte gebaut, niedrig, dürftig aus Reisig und Gestrüpp, den Elementen ausgesetzt. Sein Lager ist Stroh von türkischem Weizen, seine Speise das rohe Korn oder allerlei Bohnen; zum Festtag höchstens ein Zicklein. Scharf pfeift der Herbststurm durch die Aeste über sein Lager, wo er angekleidet schläft.

Ein unruhiger Schlummer ists. Im Zorn erstach er vor vielen Jahren den Freund, der ihn beim schäumenden jungen Wein gereizt hatte. Auf Totschlag erkannte der Wahrspruch. In roter Jacke, mit der Kette am Bein hat er zwanzig Jahre auf der Galera der Insel der Unseligen, St. Stefano gebüßt. Entlassen suchte er sein Weib. Sie fand er nicht mehr, aber die vermählte Tochter mit ihrem Gatten, willig ihm zu folgen, wo, an der Schwelle der Zivilisation, der Ausgestoßene sein Haupt niederzulegen wagte. Dort erwuchs ihm der Enkel, der das Bindeglied mit der Außenwelt darstellt, weil er zu lesen versteht. Aber weder die Sprache der Natur noch der Seinen vermag ihn aufzurichten. Nicht einmal das langsame zwanzigjährige Sterben in der Hölle des Zuchthauses erscheint ihm eine Sühne. Immerdar schreit das vergossene Blut zum Himmel, das keine Thränen abwaschen können, verklagt ihn das in der Blüte zerbrochne Leben des Freundes, das nimmer wieder erwacht. Kein Priester ist des Weges gekommen; und wäre er auch — dem Verhaßten verschließt sich ängstlich das Herz. Unten im Ort wird wohl mit Glocken und Böllern und Prozessionen die Messe gelesen; aber wie könnte er sich in die sonntägliche Schar drängen, und wozu diente ihm das unverständliche Latein in seiner Not?

Da kommt ein Kolporteur des Weges. Vor vielen Jahrhunderten schon kamen sie so gezogen, mit dem Schatz des Wortes Gottes, der freien Vergebung aller Sünde durch Christi Blut. Damals auch führte die Straße wie heute von den Abhängen des Monte Viso, wo das reine Evangelium bekannt war, an der Papststadt vorbei nach Kalabrien zur blühenden Waldenserkolonie Guardia Piemontese, die Höhen und Einöden zu lachenden Gefilden umgewandelt hatte. Im Blute ging damals unter, was fromme und fleißige Hände gebaut; verschüttet ward der Weg, auf dem die Boten, die Frieden verkünden, ihren Fuß setzen konnten.

Heute ist die Straße wieder offen, sie dürfen das Evangelium verkünden unverboten, und die barmherzige Liebe unterstützt ihren Gang. So zog denn der Bibelmann vorbei und sah den Geächteten traurig auf seiner Schwelle sitzen. Seinem liebreichen Wort erschloß sich bald das geängstigte Herz. Neben ihm sitzend, verkündigt er ihm das urewige Evangelium, daß Gott nicht Gefallen hat am Tode des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Groß öffnen sich die Augen des Mannes unter struppigen Brauen: Leben für ihn, der das Leben nahm? Frieden für ihn, der den Fluch des Mörders getragen hat seit vielen Jahrzehnten? Vergebung für ihn, der sich selbst nicht vergeben kann? — Es wird dämmrig. Der Bibelmann bittet um Obdach. Beim düstern Schein des Oellichts liest er weiter von der Wundermär, daß Gott also die Welt geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle,

die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Wohl wird die Nacht immer finstrer, und lautlose Stille ruht auf der einsamen Höhe, bis der Morgenwind aus der Schlucht aufstöhnt. Aber drinnen kehrt kein Schlaf ein, denn die Liebe Christi dringet den Friedensboten zur Rede, und den Geächteten treibt die Angst zu immer neuer Frage. Da ersteht in der dunkeln Hütte in überirdischem Licht das Schauspiel von Golgatha: Der Heiland hängt am Kreuz. Zur Rechten und Linken die Schächer. Die Todeswogen steigen. Das Wort menschlichen Hohnes ist verweht. Das Wort tiefsten hohepriesterlichen Liebens und Leidens ist verklungen: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! . . Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen! Da dringt des im Tode versinkenden Sünders Bitte um Vergebung an des Heilandes Ohr: Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst! — Königlich, priesterlich klingt die Antwort herüber vom Kreuz: Wahrlich, ich sage dir, heute wirst du mit mir im Paradiese sein!

Stille wirds in der Hütte. Gottes Frieden ist eingekehrt. Hinter den Gipfeln der Abruzzen hebt sich strahlend die Sonne eines neuen Tages, gleich einer Verheißung jenes Tages, dem keine Nacht mehr folgen wird, da Gott abwischen wird alle Thränen von unsern Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen. Maria Sell

---

Geschichten aus Drumtochty

Von Jan Maclaren*)

1. Ein Großinquisitor

Die Freikirche in Drumtochty besaß keine Empore, aber eine Reihe Sitze an der Hinterwand war um einige Fuß erhöht, und wer in dem ersten Stuhl saß, konnte die ganze Kirche übersehen. Als Lachlan Campbell aus einem fremden Kirchspiel, wo die Gemeindeglieder sehr eifrig waren und keiner sich Sonntags rasirte, zu uns kam, betrachtete er sich die Bodenbeschaffenheit mit dem Auge eines Strategen, dann wählte er sich einen Eckplatz auf der erhöhten Sitzreihe. Von dieser Warte aus, mit der Wand hinter sich und einem gehörigen Zwischenraum zwischen sich und seiner Tochter Flora, beherrschte sein Blick die Kanzel, und es vergingen keine sechs Monate, da bildete er die höchste Instanz, deren Aussprüche weder Pfarrer noch Gemeinde mißachten durften. Sein Urteil war übrigens niemals übereilt, auch hielt er keine langen Reden; er befolgte im Gegenteil die Regel, durch vielsagendes Schweigen seinen Richterspruch zu fällen; wenn er sprach, pflegte er es in Bildern zu thun, die schwer zu deuten und deshalb um so eindrucksvoller waren. Wie jeder echte Kelte besaß er die Kunst der Zurückhaltung und kannte er die Macht des Geheimnisvollen. Er ließ sich nie herbei, an dem leichten Geplauder vor der Kirchthür teilzunehmen; er hielt es unter seiner Würde, sein Urteil überall an den Mann zu bringen wie Mrs. Macfadyen, unsre anerkannte Predigtschmeckerin. Diese kritisirte alles, von der Zahl der Abteilungen in einer Predigt bis zu der Art, wie ein Neuling sein Taschentuch gebrauchte. Sie lebte von der Gunst des Publikums und sagte ihre Meinung mit leichtem Herzen wie ein Zeitungsschreiber; Lachlan dagegen hielt sich zurück und zeigte nach außen die demütige Haltung, die dem Vollstrecker eines so heiligen Amtes gebührte.

Lachlan war klein und hatte eine dürre, knochige Gestalt, sein Haar war grau, der Bart sorgfältig gepflegt; die Gesichtszüge waren durch lange religiöse Denkarbeit scharf ausgeprägt, und die Augen blickten wie aus einer andern Welt unter buschigen

*) Es soll noch immer Leser unsres Blattes geben, die des Englischen kundig in Drumtochty noch nicht zu Hause sind, trotzdem einer unsrer Freunde sie so kräftig dahin eingeladen hat: vgl. Jahrg. 1895 Nr. 50, und 1897 Nr. 1. Beside the Bonnie Brier Bush by Jan Maclaren, woraus wir einige Kapitel mitzuteilen uns anschicken, ist in der Tauchnitz Edition erschienen. Ebenso The Days of Auld Langsyne von demselben Verfasser.

Brauen hervor. Unwillkürlich mußte man bei seinem Gesicht an einen Skye terrier, den ernstesten aller Hunde, denken, und einmal riß uns Drumsheugh alle zur Zustimmung hin, als er in einem erleuchteten Moment die Behauptung aufstellte: Der Mensch sieht aus, als käme er eben aus der Arche Noäh. Seinem Beruf nach war er Schäfer und sehr pflichttreu in der Arbeit, aber seine eigentliche Domäne war die Theologie, und er verstand sich ebensogut auf Supra-Lapsarianismus,*) wie auf die Kennzeichen der Bekehrung im Herzen der Gläubigen. Seine Bibliothek bestand aus einigen fünfzig Bänden alter Gottesgelahrtheit und war auf einer alten Eichentruhe aufgeschichtet, sodaß er sie gleich zur Hand hatte, wenn er an Winterabenden beim Feuer saß. Waren die Schafe hereingebracht und die Tagesarbeit vorüber, dann las er beim Licht des Feuers und der an der Decke hängenden Oellampe die alten theologischen Schriftsteller, indes die schottischen Schäferhunde zu seinen Füßen schliefen und seine Tochter irgend ein Stück ländlichen Putzes fertig nähte. Dann kam die Abendandacht, in die er stets Anklänge an die Lektüre des Abends verflocht; nie aber vergaß der alte Mann, darum zu beten, daß sie beide einst möchten aufgenommen werden in die ewigen Hütten, und daß die Vergehungen Schottlands möchten gesühnt werden.

Als unser Großinquisitor forschte Lachlan eifrig und ernst nach gesunder Lehre und tiefer christlicher Erfahrung; auf Wissenschaft gab er wenig, und Redegewandtheit behandelte er mit Verachtung. . . .

Lachlan ging nachsichtig mit unserm jungen freikirchlichen Pfarrer um in Anbetracht seines ersten Sonntags;**) er überging mit Stillschweigen einige Beobachtungen an ihm, die Oberflächlichkeit verrieten. Endlich aber rüttelte eine Herbstpredigt ihn auf zum Bewußtsein seiner Pflicht. Seit einigen Tagen hatten Sturm und Regen die Blätter von den Bäumen gefegt; sie lagen zusammengeweht in feuchten Haufen am Boden. Der Pfarrer blickte in den Garten hinaus, wo so viele heilige Gedanken über ihn gekommen waren. Das Herz wurde ihm sehr schwer, denn alles sah öde aus, und von der ganzen Schönheit war nur eine Rose übriggeblieben, die naß und verwelkt am Stengel hing. Es war ihm, als sei die Jugend mit ihren blühenden Hoffnungen und Verheißungen begraben; er fühlte sich plötzlich alt und einsam. Er mochte nicht arbeiten und ging verstimmt und gedrückt zu Bette. In der Nacht hörte der Regen auf, und der Nordwind, der die Natur von allen trüben Dünsten reinigt, begann zu wehen. Der nächste Morgen verkündete einen jener herrlichen Tage, die dem Winter vorangehen; der Pfarrer schritt hinaus, und als er auf die Landstraße kam, wo die dürren Blätter unter seinem Schritt knisterten, und mit erhobnem Kopf zur Hochebene emporstieg, war alle Mutlosigkeit von gestern geschwunden. Der Wind hatte aufgehört, als er die Höhe erreichte, das Thal lag deutlich in der kalten klaren Luft zu seinen Füßen, von dem dunklen Tannenwald, der es am obern Ende abschloß, bis zu den dichten Eichen- und Buchenwaldungen, die es von dem benachbarten Hauptthal trennten. Alle Leute im Thal hatten ihm einen warmen Empfang bereitet, und er blickt mit menschlicher Teilnahme auf jede der kleinen Wohnstätten, mit ihrer Tannenhecke zum Schutz vor den Stürmen, und ihrer Scheune, wo das Korn sicher geborgen ist; er sieht den Pflüger mit seinen Pferden braune Furchen in den kahlen Stoppeln ziehen; hie und da zeigen sich dunkle Flecken, wo das Kartoffelkraut verwelkt ist und Frauen damit beschäftigt sind, die Wurzeln auszuziehen; auch ein paar Kühe sieht er, die noch draußen weiden. Sein Blick fällt auf den Hochwald, den er im August durchstreift hat, und der jetzt in den leuchtendsten Farben prangt, vom dunklen Grün bis zum lichten Gelb, untermischt mit Feuerrot und tiefem Braun. Gott schien ihm selber eine Predigt eingegeben zu haben, und am Abend schrieb er sie nieder wie inspirirt, eine Predigt über die Sinnbilder der Natur, die auch Jesus liebte, und die uns geheimnisvoll unsre Leiden und Freuden, unser Vertrauen und

*) Lehre vom Sündenfall als im ewigen Ratschluß Gottes vorgesehen. Eine Fortbildung Calvinscher Gedanken. D J

**) Seiner Antrittspredigt, von der ein frühers Kapitel erzählt.

ffen deuten. Die Leute erzählten mir, es sei eine wirklich öne Predigt gewesen, Netherton habe sogar darüber vergessen ne gewohnte Nachmittagsprise zu nehmen, und die Schnupf-aksdose an Burnbrae weiter zu geben.

Der Pfarrer kehrte nach der Predigt erfrischt und gehoben Leib und Seele in sein Studirzimmer zurück und fand dort ne Gestalt, die streng und bewegungslos mitten im Zimmer nd.

Nennt Ihr das eine Predigt? fragte Lachlan Campbell, ne jede weitere Begrüßung.

John Carmichael war noch so erfüllt von Freude, daß den Ton der Worte nicht beachtete und mit gelehrter Um-ändlichkeit auseinandersetzte, es sei eigentlich keine Predigt und ch kein Vortrag gewesen. Man könnte es eine geistliche Be-achtung nennen.

Ich nenne es eine Abhandlung ohne einen Bissen Gras ir verhungerte Schafe.

Da erwachte der Pfarrer aus seinem angenehmen Traum; m war zu Mute, als habe ein eiskalter Wasserstrahl seine loße Haut getroffen.

Was war verkehrt? fragte er mit einem besorgten Blick uf den ernsten kleinen Mann, der als sein Richter vor ihm stand.

Es war alles verkehrt. Denn ich denke nicht, daß Blätter nd Bäume und Stoppelfelder unsre Seelen selig machen können, nd ich hörte nichts von Sünde und Buße und der Versöhnung urch Christus. Gesunde Lehre ists, die wir brauchen, und in großer Jammer ists, daß Ihr sie uns nicht gebt.

Man hatte den jungen Pfarrer in den Universitätskreisen sehr erwöhnt, er hatte eine ziemlich hohe Meinung von sich, und venn er auch ein herzensguter Junge war, sah er doch nicht ein, warum er sich von einem alten Hochländer sollte den Text esen lassen, der nichts kannte als puritanische Bücher und voller Vorurteile steckte. Als sie an jenem Sabbatnachmittag sich trennten, hatte der jüngere Mann seine Selbstbeherrschung verloren; der ältere ging ohne Händedruck davon.

Vielleicht hätte der Pfarrer mehr Verständnis für Lachlan gehabt, hätte er gewußt, daß der Alte, als er nach Hause kam, keinen Bissen anrührte und den Abend in einem Tannen-walde zubrachte, um für den jungen Mann, den er liebge-wonnen hatte, zu beten. Und Lachlan wäre es leichter ums Herz gewesen, hätte er gehört, wie der Pfarrer sich die Frage vorlegte, ob er etwa das Evangelium verleugnet oder gegen einen von Christi Jüngern gesündigt habe. Zusammen stritten sie; getrennt beteten sie.

Lachlan bemühte sich, zu schweigen, aber die Gemeinde fühlte heraus, daß er gegen den Pfarrer eingenommen war, und Burnbrae stellte ihn darob zur Rede.

Ihr müßt nicht zu streng mit ihm sein, Meister Campbell, er ist noch gar jung, und er macht sich gut heraus. Für jeden, den er auf der Straße trifft, hat er ein freundliches Wort, und wenn man sein frisches junges Gesicht auf der Kanzel sieht, so ist das schon so gut wie eine Predigt.

Ihr habt Unrecht, Burnbrae, wenn Ihr denkt, daß mein Herz nicht warm ist für unsern Pfarrer, denn mein Herz war für ihn von dem Tage an, da er seine erste Predigt hielt. Aber bei dem Herrn gilt kein Ansehen der Person.

Sicher, sicher, aber ich kann nichts Unrechtes in seiner Lehre finden; es wäre thöricht, eine altmodische Predigt von einem jungen Menschen zu erwarten; ich würde so einen kaum für ehrlich halten. Ich leugne nicht, daß er recht weit geht und uns auf seinen Wanderungen in ganz fremde Länder führt, aber Ihr müßt zugeben, er sammelt manche Schätze unterwegs, und er kehrt immer zu Christus zurück.

Nun, ich sage ja nicht, daß John Carmichael Christus nicht lieb hat, hab ich doch den Herrn in seinen Predigten so deutlich gesehen, wie man ein Gesicht durchs Fenster sieht. O ja, und ich habe den Geruch der Myrrhen gespürt. Aber mir gefällt seine Lehre nicht, und ich muß fürchten, daß wir eines Tages keine Erbsünde mehr in Drumtochty haben werden. —

Es war ungefähr um diese Zeit, daß der Pfarrer einen großen Fehler beging, obwohl er den Leuten sein Bestes geben wollte und immer seinem Gewissen gehorchte. Er kam öfters zu mir, um in meinen Büchern zu blättern, und eines Abends erzählte er mir, er habe einen Zyklus von Predigten über die biblische Kritik vorbereitet und wolle Drumtochty auf die wissen-schaftliche Höhe Deutschlands heben. Es war sicherlich eine sonderbare Aufgabe für mich, einem Geistlichen Rat zu erteilen; aber ich hatte den jungen Menschen lieb gewonnen, weil er voll Begeisterung und zu ehrlich für diese Welt war, und ich be-schwor ihn, vorsichtig zu sein. Drumtochty hatte durchaus kein Verlangen, sich über die Verfasser des Pentateuch aufklären zu lassen, da es ganz zufrieden mit Moses war, und es war nicht unmöglich, daß einige brave Männer in Drumtochty sich einen Eingriff in ihre hergebrachten Ansichten nicht gefallen lassen würden. Warum konnte er nicht zu seinem eignen Vergnügen über diesen Gegenstand lesen und dann ganz in der Stille in Bibelstunden die Leute belehren? Warum mußte er auf der Kanzel sein Bestes preisgeben?

Diese weltlichen Ratschläge versetzten den Pfarrer in glühenden Zorn; er erhob sich sofort zu einer Entgegnung. War er nicht ordinirt worden, um seine Gemeinde mit Wahr-heit zu speisen, und war er nicht verpflichtet, ihr alles zu sagen, was er wußte? Wir lebten in einem Uebergangszeit-alter, meinte er, und er müsse Christi Volk vorbereiten, damit es nicht unversehens von der Gefahr überrascht werde. Wenn er aus Furcht vor den Folgen seine Pflicht versäumte, würden die Leute dereinst gegen ihn aufstehen, ihn wegen seiner Feigheit verdammen und ihm ihren Unglauben in die Schuhe schieben. Als er geendigt hatte, schämte ich mich meiner schlechten Rat-schläge und beschloß, mich nie mehr in „Zyklen“ oder andre Dinge, die über einen Laienverstand gehen, einzumischen. Aber meine größere Weltkenntnis hatte mich diesmal zu einem weisen Propheten gemacht.

Einen Monat später befand sich die Freikirche in vollem Aufruhr, und als ich einmal an einem Sonntagmorgen hinein-kam, ward ich Zeuge eines recht kläglichen Trauerspiels. Der Pfarrer tischte den biedern Landleuten eine Menge unreifer und unverdauter Einzelheiten über die Bibel auf, und sie hörten mit müden, verstörten Gesichtern zu. Lachlan Campbell saß starr und aufmerksam, ohne mit einer Miene zu zucken, aber mir wars, als könne ich selbst vom Pfarrstuhl aus sehen, wie er innerlich litt. Einmal, als der Pfarrer sich in polemischen Ausfällen gegen die Frömmelei der alten Schule erging, bebte das harte Gesicht, als hätte ein Vater einen Schlag von seinem Sohne bekommen. Carmichael oben auf der Kanzel sah mager und aufgeregt aus; mir kam der Gedanke, daß wenn die neuen Ansichten durchaus den altmodischen Leuten gepredigt werden sollen, es nicht durch junge Burschen geschehen dürfe, die stets voreilig und unduldsam sind, sondern durch einen wohlbeleibten Herrn mittlern Alters mit einer volltönenden Stimme und gut-mütigem Wesen. Hätte ich Carmichael noch lange schelten und eifern hören, ich wäre imstande gewesen, an die Inspiration der J-Punkte zu glauben. Als ich die Kirche verließ, war mir das Herz schwer; es war mit ihm seit seiner ersten Predigt eine traurige Wandlung vorgegangen.

Lachlan ließ sich nicht beschwichtigen, selbst als man des Pfarrers schwache Gesundheit entschuldigend erwähnte.

O ja wohl, ich sehe schon, daß er krank ist und bin ebenso traurig darüber wie irgend ein Mann in Drumtochty. Aber es ist nicht, daß er überarbeitet wäre, wie sie sagen; es ist ein Strafgericht von Gott. Es thut nicht gut, sich an Moses zu vergreifen, und Johannes Carmichael wird das merken. Die eigne Schwester Moses war unehrerbietig gegen ihn, und wie gings ihr am andern Tage!

Aber Burnbrae sagte, der Alte hätte nicht niedergeschlagner sein können, wenn er seine Tochter verloren hätte.

Der Friede der Freikirche war gestört, und das fraß dem Pfarrer am Herzen; da gedachte er der Aufforderung Margit Howes und machte sich an einem lieblichen Frühlingstag nach Winnie Knowe auf den Weg.

Margit hieß ihn in ihrer ruhig freundlichen Art an der Gartenpforte willkommen.

Das ist sehr gut von Euch, daß Ihr zu mir gekommen seid, Herr Carmichael, und wenns Euch recht ist, wollen wir

uns hier an den sonnigen Platz setzen, der mir lieb ist, und Ihr sollt mir erzählen, was Euch drückt.

So setzten sie sich unter den Weißdorn, und nachdem der Pfarrer einen Blick in Margits Gesicht gethan, sagte er ihr alles, was er auf dem Herzen hatte, und erzählte ihr die große Streitsache mit Lachlan. Da hob Margit den Kopf, und es war ein heller Klang in ihrer Stimme, als sie sagte:

Ich fühle mich stolz vor Gott, daß es in Drumtochty zwei Männer giebt, die sich vor ihrem Gewissen beugen wie vor einem König, und die die Wahrheit lieber haben als ihre nächsten Freunde. Es ist jammervoll, wenn Gotteskinder miteinander streiten aus Habgier und Neid, aber es ist eine Herzensfreude, wenn sie willig kämpfen um das Evangelium, denn dann muß das Ende Frieden sein. Oft habe ich denken müssen: in den alten Zeiten sind vielleicht der Mann auf der Folter und sein Richter beides gute Menschen gewesen und Gott wohlgefällig, und vielleicht hat der Richter mehr gelitten als der Gemarterte. Ich glaube, Herr Carmichael, Lachlan hats am schwersten gehabt.

Der Kopf des jungen Mannes war in seinen Händen verborgen, aber sein Herz stimmte Margit zu.

Die Bibel ist ein sonderbares Buch, fuhr sie fort, nicht ein Buch, wie wir es gemacht haben würden, wenn man an all unsre verschiednen Bekenntnisse und Glaubenslehren denkt. Es ist wie eine Garbe Korn zur Erntezeit. Da sind die Aehren, die die Körner halten und schützen, das ist das Geschichtliche, und darin liegt oft keine große Nährkraft; da sind die Körner in den Aehren, das ist das Evangelium, vom Paradies bis zur Offenbarung, und das ist das eigentliche Brot der Seele. Aber das Korn muß erst gedroschen und von der Spreu gesondert werden. S'ist ein schöner Anblick, wenn das reine Korn wie ein fließender Bach auf die Tenne fällt und die Sonne scheint durchs Fenster und verwandelt es in Gold. Aber den Staub, den die Spreu macht, kann man kaum ertragen, und die Spreu hat keinen Wert, wenn das Korn fort ist.

Ihr meint, sagte der Pfarrer, mein Studirzimmer ist die Dreschtenne, und es ist aus Versehen etwas Spreu auf die Kanzel geraten?

Ich habe Euch doch nicht gekränkt? Margits Stimme zitterte.

Da hob der Pfarrer den Kopf und lachte laut vor Freude, und auch über Margits Gesicht flog ein Leuchten von Heiterkeit und Humor.

Ihr seid heute wie eine Gottesstimme für mich gewesen, Frau Howe? Aber wenn ich meinen Zyklus aufgebe, werden die Leute es nicht mißverstehen? Ich habe nichts als Wahrheit gesagt und würde heute wieder genau dasselbe sagen, wenn ich es für richtig hielte.

Habt keine Angst, Herr Carmichael; wen man lieb hat, den mißversteht man nicht, und die Leute haben Euch alle lieb, und wer am meisten von Euch hält, das ist Lachlan Campbell. Ich habe es in seinen Augen gesehen und irre mich nicht.

Heute noch gehe ich zu ihm! Und der Pfarrer sprang auf.

Ihr werdets nicht bereuen, sagte Margit, Gott wird Euch Frieden geben. —

Lachlon sah den Pfarrer nicht kommen, er war gerade mit einem Lamm beschäftigt, das beim Irregehen zu Schaden gekommen war. Es wurde Carmichael weich ums Herz, als er sah, wie zärtlich der Alte das verletzte Bein des Lammes wusch und verband, dabei die ganze Zeit in singendem Ton in der wohlklingenden gälischen Sprache mit dem erschreckten Tierchen redete, und wie er ihm noch warme Milch zu trinken gab, ehe er es frei ließ. Als er sich von seiner Liebesarbeit erhob, stand der Pfarrer vor ihm.

Einen Augenblick zögerte Lachlan, dann, nachdem er dem Pfarrer ins Gesicht gesehen, reichte er ihm beide Hände hin. Dies ist ein froher Tag für mich, und ich heiße Euch tausendmal willkommen!

Aber der Pfarrer nahm zuerst das Wort. Ihr und ich, Lachlan, wir haben über manche Dinge uns in letzter Zeit nicht mehr Aug in Auge geschaut, und ich bin nicht hergekommen, um darüber zu streiten, wer von uns der Wahrheit näher ist.

Vielleicht werden wir immer in ein paar Nebendingen verschiedner Meinung sein. Aber ich bin einmal schroff gegen Euch gewesen, und ich habe oft in meinen Predigten unweise geredet. Ihr seid ein alter Mann und ich bin jung, darum bitte ich Euch, mir zu vergeben und darum zu beten, daß wir beide dem Herzen unsers Herrn nahe bleiben, den wir lieben, und der uns liebt.

Niemand besitzt eine solche Herzenshöflichkeit wie ein Kelte. Lachlan gehörte einem echten Hochlandstamme an; er konnte der treuste Freund, der grausamste Feind sein.

Ihr habt heute eine schöne That gethan, Herr Carmichael; die Gnade Gottes muß überschwänglich in Euer Herz gekommen sein. Ich bin der Mann, der Euch um Verzeihung bittet, denn ich war voll Hochmut und habe nicht zu Euch geredet, wie ein alter Mann es sollte; aber Gott ist mein Zeuge, ich hätte gern mein rechtes Auge ausgerissen Euch zuliebe. Jetzt redet nur alles, was Gott Euch eingeben wird, und ich will mir daraus nehmen, was Gott mir giebt, und das soll unser Bündnis sein, so lange wir leben.

Sie knieten zusammen auf dem Lehmboden der Hütte, die alte und die neue Schule, vor Einem Herrn, und das Einzige, was ihre Gebete unterschied, war, daß der junge Mann betete, sie möchten den Glauben halten, der einst den Heiligen geoffenbart wurde, indes des alten Mannes Flehen in der Bitte ausklang, der Herr möge sie in alle Wahrheit leiten.

Der Schriftabschnitt, den Lachlan an jenem Abend hätte vorlesen sollen, stand im Buch der Richter und handelte von Siseras Erschlagung; aber er las statt dessen zu Floras Verwunderung (es war am Abend, bevor sie ihre Heimat verließ) das 13. Kapitel im 1. Korintherbriefe, und zweimal wiederholte er leise: „Wir sehen jetzt in einem Spiegel nur dunkle Umrisse, dann aber von Angesicht zu Angesicht." A Hr

---

Verschiedenes

(Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens) von seinen Anfänge bis auf die Zeit Alexanders III. Von U. Stutz. I, 1. Berlin, H. W Müller, 1895. 12 Mk.

Es giebt vielleicht auf keinem Gebiet so komplizirte Ueberlieferunge wie auf dem des Christentums und der Kirche. Das Gedankenmateria von Jahrtausenden hat sich mit den urchristlichen Anschauungen ver schmolzen, und die Institutionen griechischer, römischer und altgermanische Zeit leben nirgends so zäh fort, wie in den rechtlichen Ordnungen de Kirchen. Der Verfasser der vorliegenden Arbeit, der jüngst als ordent licher Professor der Rechte nach Freiburg i. B. berufen worden ist — er ist noch nicht zwei Jahre habilitirt —, verfolgt eine solch Einrichtung durch die Jahrhunderte mit eindringendem Scharfsinn un gediegenster Gelehrsamkeit: unsre kirchlichen Pfründen. Der Unter schied selbständiger Pfarreien und unselbständiger Stellen, die Pfarr investitur, die wenigstens in einzelnen Ländern noch besteht, das gan Patronatsrecht, das ja im ganzen Norden des deutschen Reichs noc durchaus die Verhältnisse beherrscht und auch in Süddeutschland nu leicht überdeckt ist — alles das zeugt auch in den evangelischen Kirchen noc als letzter Rest von der altgermanischen Anschauung, daß dem Eigentüme des Grund und Bodens auch das Eigentum und darum die Nutzun an den Kirchen zustet, die auf seinem Grund erbaut sind. Das i der ursprüngliche Zustand, daß der germanische Grundherr sich ein Kirche baut und einen seiner unfreien Knechte weihen läßt, der nun de Dienst jener Kirche zu versehen und alles, was bei der Kirche einge an Opfern, Gefällen, Zehnten, Schenkungen an Grund und Boden u. s. w für den Herrn einzuziehen oder zu verwalten hat. Wie diese ger manische Rechtsanschauung, die noch aus der vorchristlichen Zeit stamm allmählich die ganz anders gearteten Verhältnisse der römischen Ze verdrängt und alle Verhältnisse bestimmt, dann aber selbst wiede durch diese älteren Anschauungen eingeschränkt und immer mehr ve drängt wird — das hat der Verfasser zu beschreiben unternomme Wer seinen gelehrten Studien nicht ins Einzelne folgen kann, den ve weise ich noch auf desselben Verfassers vortreffliche Antrittsrede: Di Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts Berlin, 1895.

K Müller

(Karl Sebastian Cornelius) Professor an der Universität Hall gestorben den 4. November 1896, hat über Dinge gelesen und geschrieben die sonst wohl dem größern Teil der Leser dieser Zeitschrift ferner liege nämlich über Meteorologie, physikalische Geographie, Elektrizität, Mechani Molekularphysik u. s. w. Ein Teil seiner Arbeiten bezieht sich jedoch a diejenigen zwei Punkte, wo sich der religiöse Glaube mit der Natur forschung berührt, auf die Schöpfungs- und auf die Seelenfrage. E sind die Fragen: Giebt es in der Natur Fingerzeige auf eine schöpferisch Intelligenz, und haben wir eine selbständige, der Verantwortung fähige unsterbliche Seele?

Es ist freilich zu allen Zeiten versucht worden, diese Fragen in giösem Sinne zu beantworten, ganz abgesehen von aller Naturforschung. gleichen Versuche sind besonders dann erklärlich, wenn sich große ssen verschiedner, einander widersprechender Gedanken darüber an- iuft und bei so Vielen nichts andres hinterlassen haben, als das ühl des Unfertigen, und daß man auf diesem Wege nicht zur Klarheit Gewißheit in den wichtigsten Fragen gelangen könne. Dann erfolgt der Ruf: zur Unmittelbarkeit, zur Ursprünglichkeit, zur Anschauung, eignen Erfahrung. So Rousseau, Hamann, Jacobi, Schleiermacher u. a. ist das jedesmal ein Zeichen, daß man wissenschaftlich mit den be- fenden Gegenständen nicht fertig geworden ist und die Aussicht ver- n hat, wissenschaftlich je damit fertig zu werden. Das Gefühl un- telbarer Gewißheit hält wohl auch ein Menschengeschlecht hindurch . Aber jedesmal erwachen alsdann die Fragen von neuem und den solange Fragen bleiben, bis sie wissenschaftlich gelöst sind.

In dieser Hinsicht sind nun die Untersuchungen von Karl Sebastian nelius jedem zu empfehlen, der sich ernstlich mit der Schöpfungs- Seelenfrage beschäftigen will. Freilich ist dazu ein jahrelanges dium nötig. Denn diese Untersuchungen sind nicht für apologetische ecke besonders zugeschnitten und zurecht gemacht, sondern es ist dazu rderlich, die Begriffe der Materie, von Kraft, Stoff, Geist, Kausalität . w. nach allen Seiten hin zu durchdenken. Ohne dies kann ja nie- nd wissenschaftlich von diesen Gegenständen reden.

Auf die Schöpfungsfrage bezieht sich das Werk: Ueber die Ent- hung der Welt mit besondrer Rücksicht auf die Frage: ob unserm nnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern ein zeitlicher fang zugeschrieben werden muß.

Auf die Seelenfrage: Die Theorie des Sehens und räum- hen Vorstellens vom physikalischen, physiologischen und psycho- ischen Standpunkt. Ferner: Ueber die Wechselwirkung zwischen ib und Seele und: Zur Wechselwirkung zwischen Leib und ele. (Sämtlich erschienen in Halle a. S.)

Cornelius ist stets für das Evangelium eingetreten, hat als Christ bt und ist als solcher gestorben. O Flügel

(Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holsteiners) von Dr. nrici, Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat und Reichsgerichts-Senatspräsident D. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1897. 191 S. gebunden 5 Mk.

Das vorstehend bezeichnete Buch hält die Mitte zwischen einer Selbst- graphie und einer Geschichte der schleswig-holsteinischen Wirren von 48 bis 1864; es giebt diejenigen persönlichen Erlebnisse des Verfassers, zugleich von historischer Bedeutung sind. Henrici ist ohne Zweifel Berufensten einer, der über mancherlei, was in den bisherigen Ge- chtsdarstellungen dunkel geblieben ist, Aufklärung geben kann. Ein orner Augustenburger und am Hofe des dortigen Herzogs aufge- chsen, im Jahre 1848 als Polizeimeister in Apenrade, von 1849 bis 63 als Obergerichtsrat thätig, wurde er 1863 Präsident der Landes- ierung. In dieser verantwortlichen Stellung hat er die kritischste Zeit der Geschichte der Elbherzogtümer durchgemacht und zu den Kommissären deutschen Bundes, den Vertretern der preußischen und österreichischen nderinteressen, wie auch zum Herzog Friedrich in mehr oder weniger imer Beziehung gestanden. Später, in preußische Dienste übergehend, rde er an das Oberappellationsgericht für die neuen preußischen ovinzen in Berlin und von dort an das Reichsgericht in Leipzig be- fen. Seit mehreren Jahren in den Ruhestand getreten, übergiebt nrici an seinem Lebensabend diese seine Lebenserinnerungen der ffentlichkeit. Manches darin hat freilich nur örtliches oder persönliches teresse; jedoch vor allem die Schilderung des Jahres 1864 giebt nicht wesentliche Beiträge zur Geschichte dieser erregten Zeit; auch ist e Auseinandersetzung und Berichtigung der Darstellung, die diese eignisse in den Werken von Maurenbrecher und von Sybel gefunden ben, beigegeben.

Der Standpunkt des Verfassers ist zunächst der schleswig-holsteinische d hernach, da der Herzog seine Ansprüche nicht durchsetzen konnte, der eußische. Cl

(Thron und Altar) Eine Anfrage. Wer giebt Auskunft über Entstehung der Formel „Thron und Altar"? Die Sache, aber nicht e es scheint die Formel findet sich wohl zuerst bei Joseph de Maistre. uch den Akten der heiligen Allianz scheint die Formel fremd. Sie ist rmutlich erst nach 1848 aufgekommen. Stahls politische Schriften, die sten Jahrgänge der Kreuzzeitung dürften Aufschluß geben. Sollte die ormel gar auf theologisch-kirchlichem Boden ihre Heimat haben? In engstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung? Wir haben keine Zeit, der ache nachzugehen, und wären dankbar, wenn jemand sein Wissen oder ne Studien uns zur Verfügung stellte. R

(Aus spanischen Kerkern) sind Schreckenszustände bekannt ge- orden, die uns zeigen, wie wenig eine sogenannte christliche Nation ch aus der Barbarei heraus ist. Infolge eines grauenhaften Attentats gen eine Frohnleichnamsprozession in Barcelona (7. Juni v. J.) sind rt etwa vierhundert Verdächtige eingesperrt und — man weiß nicht, alle, oder ob nur eine große Anzahl von ihnen — den schrecklichsten oltern unterworfen worden. Die Frankfurter Zeitung (Nr. 44, 1) t einen ausführlichen Bericht darüber gebracht, der den Eindruck großer uverlässigkeit macht und zum Teil auch in andre Blätter übergegangen . Solche Vorkommnisse legen immer wieder die Frage vor, ob das ichteinmischungsprinzip, auf das die heutige „nationale" Politik der roßmächte sich so viel zu gute thut, nicht dringend der Korrektur bedarf. ie Behandlung eines Staates als zivilisirten, gleichberechtigten, unab- ängigen Gemeinwesens muß von gewissen Voraussetzungen abhängig in. Sind diese nicht erfüllt, so hat solch ein Staat als barbarischer

zu gelten. Auch die Genfer Konvention greift in die eignen Angelegenheiten kriegführender Staaten mächtig ein. Aehnliche Beschränkungen ihrer Freiheit müssen sich Staaten auch in der Behandlung ihrer Unterthanen im Frieden gefallen lassen, wenn sie unter den zivilisirten Mächten mitzählen wollen. Spanischen Anarchisten (oder solchen, die nur verdächtig sind, es zu sein!) müßte eine solche Konvention der christlichen Staaten ebenso zum Schutz vor der Folter dienen, wie russischen Juden oder türkischen Armeniern vor andern Quälereien und Verfolgungen. Wir begrüßen jeden Protest gegen die spanische Tortur als eine Regung der Menschlichkeit und Stärkung des öffentlichen Gewissens, gleichviel von wem er ausgeht. R

(Die jüngsten Ereignisse im Orient) entziehen sich naturgemäß der Erörterung in diesen Spalten. Doch dürfen wir die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf die grelle Verschiedenheit des öffentlichen und politischen Urteils hinlenken, das in der kretischen und der armenischen Frage sich geltend macht. Der Putsch in Konstantinopel, für den das armenische Volk als Ganzes nicht verantwortlich ist, und seltene Verteidigungsversuche gegen übermächtige Bedränger in Kleinasien berechtigen nicht, von einer armenischen Erhebung zu reden, mag immerhin der großarmenische Gedanke in den Herzen der Armenier leben: man wird ihnen wahrhaftig nicht zumuten können, daß sie ihren Patriotismus dem türkischen Staate zuwenden und ihm zuliebe auf die eigne Tradition und Nationalität verzichten — eine Forderung, die auch ganz unorientalisch gedacht wäre. Wie viel frevelhafter vom Standpunkte aller Freunde des Weltfriedens und des Status quo ist das Verhalten der Kreter und Griechen! Wie keck brechen sie die Gelegenheit vom Zaun und widerstehen nicht nur dem Sultan, nein auch den europäischen Großmächten ins Angesicht! Man wird ihnen ja wohl auch den Mut kühlen und dafür sorgen, daß sie ihr letztes Ziel nicht schon jetzt erreichen. Aber wie viel gehaltener ist der Unwille der Diplomaten und der Offiziösen, wie viel Wohlwollen für die Unruhestifter mischt sich den griechischen Gläubigern zum Trotz in die öffentlichen Aeußerungen! Das bischen Macht, das Griechenland in die Wagschale wirft, die größern Aussichten, die eine kretische Erhebung bei der Natur des Landes hat, verwandtschaftliche Beziehungen des griechischen Königshauses und altphilhellenische Sympathien, die der abendländischen Bildung im Blute liegen, erklären dies zur Genüge. Das eigentliche Verbrechen der Armenier war in den Augen unsrer Politiker, wie nun auch der Kurzsichtigste erkennen kann, ihre Ohnmacht. Aber Armeniens soll um so weniger vergessen, wer den Glauben hat, daß es sich mitten unter der Abwicklung der Völkergeschichte darum handelt, aus aller Kraft Menschenrecht und Menschenglück zu retten, und wo wir das nicht können, Unrecht zu sühnen und Unglück zu lindern durch die Uebung christlicher Barmherzigkeit. Politik mag noch so sehr in dem Respekt vor der Macht aufgehen, die Brutalität, daß sie auch der Nächstenliebe wehren will, können und dürfen wir uns nicht gefallen lassen. Und schließlich wird die helfende Liebe sich auch als eine Macht erweisen, ja als eine solche, die selbst von der Politik respektirt werden muß.

Auf zwei Veröffentlichungen von Lepsius sei bei dieser Gelegenheit hingewiesen, die unsern Lesern vielleicht entgangen sind, und die aufs glücklichste beitragen zur Verbreitung der von uns immer vertretenen Behandlung der Armenier: eine Auseinandersetzung mit dem Botaniker Herrn Walther Siehe in Nr. 35 der Post, und einen Artikel „Die Armenierhetze" in Nr. 18 der Zukunft, geschrieben gegen einen Artikel „Die Türkenhetze" von Dr. Barth in derselben Wochenschrift. R

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für armenische Waisen): 337 Mk. durch Pf. D, Frankfurt a. M. (300 von M B; je 10 von M M; H B; F H; je 3 von B; B; 1 von L); 100 aus der Gemeinde Hersfeld, 3. Sendung; 35 aus der Gemeinde Wolfskehlen bei Darmstadt; 31 aus der Gemeinde Hamburg-Hoheluft; 13 aus der Diasporagemeinde Czerwinsk*; 6 von N N, Chemnitz; 5,60 aus der Parochie Ottmannshausen mit Stedten*.

Für das Melanchthonhaus in Bretten: 7 Mk. gesammelt bei einer Melanchthonfeier in Griedel in Hessen; 5,46 gesammelt bei einer Melanchthonfeier in Hohenfelde.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 8 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Die nächste Monatsversammlung der

Freunde der Christl. Welt in Berlin und Umgegend

findet am Montag, den 15. März, abends 8 Uhr im Restaurant Karlsbad, Potsdamer Str. 123a, statt. Referat: Zur Vorgeschichte unsrer kirchlichen Parteien. Gäste sind willkommen.

Zur Centenarfeier Wilhelms des Großen

„Gott war mit uns, Ihm sei die Ehre!“

Am 22. März 1897 sind es hundert Jahre, daß Wilhelm der Große das Licht der Welt erblickte. Kein Deutscher wird diesen Tag unbeachtet lassen. Millionen werden ihn dankbar begehen. Nach einer Kabinetsordre S. M. des Kaisers werden am 21. März zur Centenarfeier des Geburtstages Wilhelms des Großen in allen Kirchen Festgottesdienste stattfinden. Die Geistlichen werden in den Festgottesdiensten die Herzen vor allem zum Dank stimmen gegen den Herrn aller Herren, der diesen Mann unserm deutschen Vaterland geschenkt. Aber nicht nur in Gedächtnispredigten vor der Gemeinde, sondern auch in Ansprachen, Reden, Vorträgen vor der Schuljugend und der waffentragenden Jugend, in Jünglings-, Arbeiter- und Militärvereinen, auf Parochialabenden und sonstigen Festversammlungen kann und soll der Geistliche mit dem Gedächtnis Wilhelms des Großen zugleich die dankbare Erinnerung, aber auch die kostbarsten Güter des Volkes pflegen.

Die auf eine christliche Nationalfeier abzielenden Bestrebungen zu fördern, dieselben aber auch zugleich durch eine Handreichung zu einer würdigen gestalten zu helfen, will ein Buch dienen, das soeben Pastor Lic. theol. W. von Langsdorff unter dem Titel „Zum 100jährigen Geburtstage Wilhelms des Großen, Predigten, Reden und Ansprachen zur Gedächtnisfeier“ (Leipzig, Fr. Richter. 2 Mk.) herausgegeben hat, und in dem eine Anzahl namhafter Geistlicher reiches Material für alle oben genannten Gelegenheiten zur Centenarfeier darbieten.

Es ist daselbst in den verschiedenen Beiträgen in Predigt, Rede, Ansprache und Vortrag die Person und Geschichte des gottbegnadeten Mannes so vielseitig und verschiedenartig beleuchtet, daß wir hoffen, das Buch werde nicht bloß diesem einen Tag dienen, sondern einen dauernden Wert der Erinnerung haben, sowie Anregung bieten auch zur fernern Pflege des Gedächtnisses Wilhelms des Großen in den evangelischen Gemeinden Deutschlands.

Für die Brauchbarkeit dieser jedem Geistlichen und Lehrer willkommenen Handreichung sprechen die Namen der Mitarbeiter.

Im Interesse der guten Sache wünschen wir dem Buche guten Erfolg.

Todesanzeige

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß ist unser lieber einziger Sohn

Albert Kolweyh,

Kandidat der Theologie,

heute morgen vier Uhr von seinen langen, in Geduld ertragnen Leiden durch einen sanften Tod erlöset worden.

Diese Traueranzeige widmen seinen Freunden die tiefgebeugten Eltern Lehrer Kolweyh und Frau

Niedermarschacht, den 20. Februar 1897

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig

Zu Christus hin

Religiöse Geleitworte

von

D. M. Rade,

Pfarrer in Frankfurt a. M.

1897. Kart. 2 Mk.

Verlag von **Wilhelm Ernst & Sohn** in **Berlin W** 8
Wilhelmstrasse 90

Soeben erschien:

Unsere Kirchen

und

gruppirter Bau bei Kirchen

Von

Otto March,

Königl. Baurat

Mit 10 Abbildungen. Gr. 8°. **Preis 1,60 Mark**

Vorrätig in der

Gropius'schen Buch- und Kunsthandlung

Berlin W 8, Wilhelmstrasse 90.

Besprochen in Nr. 3, Jahrgang 1897 der Christlichen Welt.

Ihre Verlobung beehren sich anzuzeigen

Idi Fries

Ernst Teichmann

Licentiat der Theologie.

Frankfurt a. M., Februar 1897

Hilfsgeistlichenstelle

Die für die Kirchengemeinde Gera neu errichtete Stelle eines **Hilfsgeistlichen** mit einem jährlichen Einkommen von **2100 Mk.** (einschließlich des Wohnungsgeldes) soll baldmöglichst besetzt werden.

Eine gegenseitige dreimonatliche Kündigung wird vorbehalten.

Bewerber wollen ihre Gesuche nebst Zeugnissen und Lebenslauf **bis 8. März c.** unter der Adresse: „an den Kirchengemeindevorstand zu Gera“ anher einreichen.

Gera, den 8. Februar 1897

Der Kirchengemeindevorstand

von Wurmb, Dr. jur.

Pianinos, Harmoniums,

von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Kleineres

Haushaltungs-Pension

für junge Mädchen zur Ausbild[ung] im Hauswesen. Christliche Ha[us]ordnung. Zimmer für Erholun[gs]bedürftige. Industrieschule am [...] Englisch, Französisch, Litteratur [...] Handarbeitsunterricht im Haus. [Ge]sunde Gegend, schöner Gar[ten]. Eintritt jederzeit.

Frau Oberpfarrer Naum[...] geb. Ahlfeld. Schwarzenberg [...] Erzgebirge.

Verlag von Georg Reimer, Be[rlin]

Ob Gott ist

Beiträge eines Suchende[n] auf die wichtigste Frage [der] Menschheit

Von **H. Ritter**

Zweite Auflage. Preis: 2,40 M[k.]

Der verstorbne Verfasser hat sein [...] in erster Linie für die Gebildeten u[nseres] Volkes berechnet; es ist nicht allein [für] Theologen geschrieben. Der Kernp[unkt] ist unstreitig die Darstellung der Evolutionstheorie, die zuerst von Da[rwin] wissenschaftlich begründet wurde, und [...] Beleuchtung. Ritter erkennt unumwu[nden] die wissenschaftliche Berechtigung [...] Lehre an, zeigt aber zugleich mit [...] Evidenz, deren Gründen sich Nien[...] wird entziehen können, daß die natür[liche] Schöpfungslehre nicht ein Zeuge w[ider], sondern für das Dasein Gottes ist.

Freunde der Christlichen Welt

in Frankfurt am Main und Umgegend

treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat n[ach]mittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Fra[...] sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft 1. März: Soll V[er]schärfung oder Milderung der konfessionellen Gegens[ätze] die Losung sein? Thesen und Antithesen.

Vor kurzem erschien im Verlage von Eugen Strien, Halle a. S.

Spanien und das Evangelium

Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise

von **Fr. G. J. Grape**

Mit 9 Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers

402 Seiten. Preis geh. 6 Mark

Inhalt: 1. Die evangelische Bewegung. 2. Gemeinden des Südens. 3. Catalon[ische] Gemeinden. 4. Das Werk des Pastors Fliedner. 5. Deutsche Diaspora. 6. Streif[zug] durch Madrid. 7. Katholische Religiosität. 8. (Anhang) Ein unechter Paulusbrief.

Altarlichte, vorzüglich brennend,

Paar	1 Pfd.	$1^1/_2$ Pfd.	2 Pfd.	4 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.
lang	48 cm	52 cm	57 cm	63 cm	67 cm	71 cm
Preis	2,50	3,75	5,—	7,50	10,—	12,50

Abendmahlshostien,

1000 Stück M. 1,25, Doppelhostien 1000 Stück M. 3,—, liefere [in] bester Qualität. Jede andere Größe wird auf Wunsch angefertigt. Br[...]wachs und Enden kaufe ich mit 2 M. pr. Ko. zurück. Den Osterbe[darf] bitte ich recht bald aufgeben zu wollen.

Braunschweig, Steinweg 10 — Johannes Neumeyer, Buch- und Kunsthandl[ung]

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 7. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Eine Auseinan[der]setzung über die Theologie des Konfessionalismus und der positi[ven] Union; Von der „Weiterentwicklung der Schüler Ritschls“; Aus Württ[em]berg; Zu dem Streit um ein Königswort in Sachsen — Verschieden[es:] Zu Pastor D. von Bodelschwinghs Jubiläum; Zum Bau einer ev[an]gelischen Kirche in Rom; Bericht über die Leipziger Mission; [...] Orden des goldnen Zeitalters; Die katholische Kirche in Bosnien [und] in der Herzegowina; Vermischte Nachrichten

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig